

LaG - Magazin

Antisemitismus.

Eine Ideologie

der

Gesamtgesellschaft



bildungsstätte
anne frank

Gefördert vom



im Rahmen des Bundesprogramms

Demokratie *leben!*

Inhaltsverzeichnis

Fragiler Konsens. Eine Podiumsdiskussion mit Meron Mendel, Astrid Messerschmidt und Hadija Haruna-Oelker.....6

Die Sache aber ist komplizierter. Einige Notizen zur Funktionsweise von Antisemitismus für den bildungspraktischen Kontext.....18

Antisemitismus in der Mitte der Gesellschaft.....29

Antisemitismus im Rechtspopulismus.....34

Islamistischer Antisemitismus und antimuslimischer Rassismus.....46

Antisemitismus in der Linken.....55

Antisemitismuskritische Bildung in der Migrationsgesellschaft – Erkenntnisse für die Praxis. Eine Podiumsdiskussion mit Türkân Kanbıçak, Sascha Schmidt, Sebastian Schmidt und Gottfried Köbler.....68

Liebe Leserinnen und Leser, wir begrüßen Sie zu dieser Sonderausgabe des LaG-Magazins, die wir in Kooperation mit der *Bildungsstätte Anne Frank. Zentrum für politische Bildung* in Frankfurt am Main herausgeben. Aus Anlass des Erscheinens des Fachbuches „Fragiler Konsens. Antisemitismuskritische Bildungsarbeit in der Migrationsgesellschaft“, dessen Rezension Sie auf LaG bereits lesen konnten, richtete die Bildungsstätte am 11. November 2017 einen gesellschaftspolitischen Studientag in Zusammenarbeit mit dem Pädagogischen Zentrum Frankfurt des Fritz Bauer Instituts und des Jüdischen Museums Frankfurt in Kooperation mit der Evangelischen Akademie Frankfurt sowie mit freundlicher Unterstützung der Amadeu-Antonio-Stiftung aus. Das vorliegende LaG-Magazin dokumentiert die Vorträge sowie die Podiumsdiskussion der Veranstaltung. Bei der Folge der Beiträge haben wir uns vom Ablauf des Studientages leiten lassen.

In der Migrationsgesellschaft wird Antisemitismus nicht exklusiv von bestimmten sozialen oder religiösen Gruppierungen getragen. Er ist in nahezu sämtlichen sozialen Milieus und in den unterschiedlichsten politischen Gruppen und Parteien auszumachen. Dabei sind vor allem vonseiten der Mehrheitsgesellschaft, aber auch durch Betroffene von antisemitischen Markierungen oder Taten, Engführungen in der Beschreibung von Täterkategorien auszumachen. Aufseiten der Mehrheitsgesellschaft hat die starke Fokussierung auf meist männliche

junge Muslime unter anderem den Effekt, einen Ablenkungsdiskurs von einer gesamtgesellschaftlichen Problematik zu bedienen. Der Ansatz der Bildungsstätte Anne Frank nimmt hingegen unterschiedliche Träger-schichten antisemitischer Ideologie gleichermaßen in den Blick und thematisiert deren unterschiedliche Konstellationen.

Der einleitende Beitrag gibt die Diskussion von Prof. Dr. Astrid Messerschmidt und Dr. Meron Mendel, den Herausgeber_innen von „Fragiler Konsens“, mit der Moderatorin Hadija Haruna-Oelker wieder. Mendel und Messerschmidt konstatieren, dass das Vorkommen von Antisemitismus jenseits von Aufmerksamkeitskonjunkturen so etwas wie eine negative gesellschaftliche Konstante ist. Der fragile Konsens gegen den Antisemitismus wird hier vor allem als staatstragend festgemacht. Für die Bildungsarbeit fehlt es noch an einer stärkeren Zusammenarbeit zwischen Antisemitismus- und Rassismuskritik, um die vorhandenen Ungleichgewichtungen und ein Ausspielen beider Diskriminierungsideologien abzuschwächen und zu vermeiden.

In der Tradition der Kritischen Theorie machen Katharina Rhein und Tom David Uhlig auf zentrale Funktionsweisen des antisemitischen Ressentiments, zu der wesentlich die Affektgebundenheit gehört, aufmerksam. Für die Bildungsarbeit sei eine stärkere Reflexion auf den projektiven Charakter von Antisemitismus notwendig, womit sich Grenzen der Sinnhaftigkeit von Begegnungsprojekten und ausschließlich kognitiver Aufklärung auf tun.

Mit der Frage, wen der schillernde Begriff der „Mitte der Gesellschaft“ überhaupt meint und adressiert, setzt sich Dr. Olaf Kistenmacher auseinander. Anhand von fünf Thesen arbeitet er Positionierungen zum Umgang und zur Positionierung auf dem Themenfeld Antisemitismus heraus, die als mehrheitsgesellschaftlich oder mehrheitsfähig gelten können.

Dr. Sebastian Winter widmet sich dem Zusammenhang von rechtspopulistischen Gedankengut und Antisemitismus am Beispiel der Partei AfD. Dabei ist festzustellen, dass die vergangenheitspolitischen Diskurse sich auch in Positionierungen in der rechten Partei niederschlagen. Sie tun dies jedoch, trotz beispielsweise proisraelischen Positionierungen nicht in antisemitismuskritischer Form. Vielmehr ist in Teilen hier ein „Schuldankennungsantisemitismus“ festzustellen. Winter koppelt dieses Phänomen an die Art wie sich in Deutschland die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit seit den 1990er Jahren als nationalen Sinn stiftendes Projekt entwickelt hat.

Das Verhältnis von islamistischem Antisemitismus zu antimuslimischem Rassismus diskutiert Saba-Nur Cheema. Als Ausgangspunkt dafür geht sie von zwei Polen der Diskussion über Antisemitismus aus. Auf der einen Seite ist dies die Rede von einem importierten Antisemitismus, der Muslim_innen in ethnisierender Form per se als antisemitisch bezeichnet, während auf der anderen Seite die Feststellung von antisemitischen Einstellungen unter Muslim_innen mit dem Hinweis auf deren Opferstatus

aufgrund rassistischer Zuschreibungen abgewehrt wird. Cheema macht deutlich, dass Schweigen und Übergehen von Antisemitismus, gleich von wem er geäußert wird, keine Option sein kann, jedoch die unterschiedlichen Sprecher_innenpositionen und gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse im pädagogischen Umgang zu beachten sind.

Antisemitismus in der politischen Linken wird von Tom David Uhlig und Katharina Rhein thematisiert. Sie machen eingangs auf die unterschiedlichen Abwehrmechanismen und -reflexe innerhalb des breiten und heterogenen Feldes der Linken aufmerksam, um dann auf entsprechende Problemfelder wie beispielsweise israelbezogenen Antisemitismus, regressive Formen von Kapitalismuskritik sowie antiimperialistische Weltbilder einzugehen. Auch in der Linken hat Antisemitismus dabei die Funktion von Komplexitätsreduktion.

Die Abschlussdiskussion des Studientages stand unter der Überschrift „Erkenntnisse für die Praxisfelder“. Aus den Bereichen Arbeitswelt, Schule und Sport diskutierten Sascha Schmidt vom Deutschen Gewerkschaftsbund Hessen-Thüringen, Dr. Türkân Kanbıçak, Abgeordnete Lehrerin am Pädagogischen Zentrum Frankfurt und Sebastian Schmidt, Deutscher Fußballbund. Moderiert wurde die Diskussionsrunde von Gottfried Köbler, stellvertretender Direktor der Fritz Bauer Instituts.

Wir bedanken uns bei den Kolleg_innen der Bildungsstätte Anne Frank für die Möglichkeit der Publikation dieser Ausgabe.

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Einleitung

Ein besonderer Dank gilt Tom David Uhlig und Katharina Rhein, die die Mühe der Koordination der Beiträge übernommen haben. Für die Transkription und Überarbeitung der Podiumsdiskussionen gilt der Dank zudem Lyn Blees.

Wir wünschen Ihnen eine interessante Lektüre. Das nächste Magazin erscheint am 30. Mai 2018 und thematisiert Menschenrechtsbildung und Demokratiepädagogik.

Ihre LaG-Redaktion

Fragiler Konsens.

Eine Podiumsdiskussion mit Meron Mendel, Astrid Messerschmidt und Hadija Haruna-Oelker

Hadija Haruna-Oelker: Ich glaube ich brauche nicht zu sagen, dass Antisemitismus in Deutschland als ein No-Go gilt. Dass man in Deutschland stolz darauf ist „Weltmeister der Aufarbeitung“ zu sein. Doch das ist nicht nur eine reine Erfolgsgeschichte. Sonst gäbe es dieses Buch nicht, über das wir heute sprechen. Die Einstellungsforschung zeigt, dass sich die Einstellung gegenüber Juden in Deutschland schwer fassen lässt. Antisemitismus ist da, nicht unbedingt greifbar aber alltäglich. Es geht unter anderem um das, was nicht gesagt wird. Und zeigt sich mehr oder minder in vier Bereichen: In Schuldabwehr und Geschichtsvergessen, in einem breit verankerten israelfeindlichen und in einem islamistischen Antisemitismus. Gerade bei letzterem besteht die Tendenz sich alleine auf ihn zu beziehen. Also Antisemitismus alleine Muslimen zum Vorwurf zu machen, um die eigene antisemitische Haltung unsichtbar zu machen.

Gegenwärtig gärt zudem ein nationalistisches Weltbild, das gerade durch rechte Sprecher_innen und völkische Äußerungen neuen Aufwind bekommt. Und ich denke vor dieser Kulisse ist nicht auszublenden, dass Rassismus und Antisemitismus in der Mitte der Gesellschaft schon lange verankert sind.

Darüber wollen wir mit den beiden Herausgeber_innen sprechen.

Zum Einstieg möchte ich auf eine, für mich sehr prägnante, Begegnung der letzten Monate zu sprechen kommen: Die Begegnung mit dem rechten Antaios-Verlag auf der Buchmesse. Wer dabei war und die Stimmung auf den Gängen erlebt hat, konnte sehr nachdrücklich spüren, was es bedeutet *umgeben* zu sein. Die AfD ist in den Bundestag eingezogen. Menschenverachtende Aussprüche zu tätigen, ist salonfähig geworden. Kürzlich sprach die Sprachwissenschaftlerin Ruth Wodak von einer „Post-Scham-Ära“, in der inzwischen alles geht. Auch in ihrem Buch stellen die Autor_innen fest, dass die Aufarbeitung der Geschichte des Holocausts auf der einen Seite eine Erfolgsgeschichte ist, in diesem Selbstbild zugleich jedoch kein Platz für Antisemitismus ist. Sehnsucht nach einem Ende der Geschichtsaufarbeitung nennt es Matthias Heyl und ich frage sie: Wie antisemitisch ist Deutschland und was bedeutet das für die Bildungsarbeit?

Astrid Messerschmidt: Vielen Dank, dass wir diese Tagung zusammen an diesem zentralen Ort machen können. Wie antisemitisch ist Deutschland? Ich glaube, es ist immer dann ganz und gar antisemitisch, wenn dieser Wunsch nach einem Schlussstrich von vielen geteilt wird.

Wenn dieser Wunsch zum Konsens wird, dann können sie wirklich sagen: Das ist ein antisemitisches Land, weil dessen Bevölkerung dann offensiv einen ganz wesentlichen

Teil seiner eigenen Geschichte nicht nur ausblendet, sondern geradezu negiert. Wenn ich aber weiter über die Frage nachdenke, kann ich nicht einfach sagen: Deutschland ist in diesem oder jenem Maß antisemitisch, sondern muss das konkret zeigen. Sie haben ja bereits deutlich gemacht, welche unterschiedlichen, teilweise auch bizarren Ausdrucksformen der Antisemitismus in der Gegenwart annimmt und deshalb denke ich, dass Deutschland auf eine unübersichtliche Weise antisemitisch ist.

Eine Rassismusforscherin, Karin Scherschel, hat den Rassismus als „flexible Ressource“ bezeichnet, und das trifft auch auf den Antisemitismus zu. Diese Ressource steht zur Verfügung und ich kann mich aus ihr bedienen. Es ist ein Reservoir von Möglichkeiten, mir die Welt zu erklären. Und deshalb macht es das schwierig zu sagen: Sind wir nicht mehr antisemitisch oder sind wir es doch noch? Ja, wir sind es nach wie vor, aber auf ganz verschiedene Weise und sicher auch in unterschiedlicher Intensität. Denn es ist ebenso festzustellen, dass diese Intensität von der gesellschaftlichen Entwicklung und dem gesellschaftlichen Diskurs insgesamt abhängt. Und zur Zeit haben wir ja eine – sie hatten das bereits angedeutet – eine Stimmung, in welcher der Begriff des Volkes wieder reaktiviert und rehabilitiert wird, und dadurch steht zugleich wieder viel mehr an Ressourcen für Antisemitismus zur Verfügung.

Hadija Haruna-Oelker: Und was bedeutet das für die Bildungsarbeit?

Meron Mendel: Vielleicht auch ganz kurz dazu: Antisemitismus war und ist immer sozusagen ein Lackmustest für die gesellschaftliche Entwicklung insgesamt. Wir wissen aus der Geschichte, dass auch Juden immer ein sehr kleiner Teil der Bevölkerung waren und sind und dennoch viele große gesamtgesellschaftliche Entwicklungen auf die Judenfrage hin diskutiert wurden. Die Emanzipation, der Liberalismus, der Konservatismus. Und heutzutage erleben wir, dass die Diskussion über Rechtspopulismus auch ein Stückweit über diese Frage diskutiert wird. Was heißt das für die Bildungsarbeit?

Ich denke wir sind nicht durch Zufall im Titel des Buches auf das Wort Konsens gestoßen. Die Frage des Konsens ist momentan eine sehr relevante, weil es einerseits diesen Konsens gibt, dass Deutschland nicht antisemitisch ist, dass Antisemitismus ein No-Go ist wie du es schon in der Einleitung gesagt hast. Und andererseits gilt was Astrid beschrieben hat: Dass es unter dem Meeresspiegel sehr viele Strömungen in alle Richtungen gibt. Etwa den Rechtspopulismus oder die Diskussion über Israel und was die Haltung zu diesem Land für unser Selbstverständnis bedeutet. Es stellt sich hier anlässlich der Demonstrationen im Sommer 2014 die Frage was zu diesem Thema überhaupt gesagt werden darf.

Die Frage ist also wie gehen wir in der Bil-

dungsarbeit damit um, dass dieser Konsens immer noch da ist, wie etwa im Fall von Friedenau. Viele haben bestimmt davon gehört. Das war ein Mobbingfall eines jüdischen Jungen in einer Schule in Friedenau in Berlin. Der Junge musste die Schule wechseln, weil er mehrfach wegen seiner jüdischen Zugehörigkeit gemobbt wurde. Faszinierend fand ich zu beobachten, wie ein Einzelfall so viele Wellen schlägt. Nicht nur in Berlin, sondern bundesweit! Das American Jewish Committee hat sogar einen ganz großen Bericht erstellt. Es wurden mehrfach Tagungen zum Thema abgehalten und der Vorfall wurde in vielen Zeitungsartikeln und im Fernsehen besprochen. Die Frage ist natürlich weshalb ein Einzelfall solche Reaktionen hervorruft. Dieser Konsens und diese Empörung sind wirklich vorhanden und sehr authentisch, sodass viele sagen: Das kann doch nicht sein, dass ein Jude seine Schule wechseln muss weil er gemobbt wird! Andererseits ist das nicht mal etwas Neues. Also wir wissen durch die Bildungsarbeit in der Bildungsstätte, dass solche Fälle in den letzten zehn Jahren relativ regelmäßig auftraten und die Frage ist: wieso ist es plötzlich so ein Thema? Warum ist die Presse plötzlich so interessiert? Ist die Tatsache, wie es vorhin bereits angedeutet wurde, dass das Mobbing von muslimischen Jugendlichen ausging, für das Interesse der Medien in diesem speziellen Fall relevant? Und um die Frage nach der Bildungsarbeit abschließend zu beantworten: Ich denke es ist wichtig gerade diesen Konsens zu behandeln, also die Betroffenen anzuhören, dieser Machtlosig-

keit entgegenzutreten aber zugleich diesen Alarmismus nicht zu reproduzieren. Die Situation immer auch ein Stückweit runter zu brechen und zu sagen: Dass Rassismus, Antisemitismus und anderen Formen von Diskriminierung in unserer Gesellschaft ein ständiges Phänomen sind. Die Frage, die sich meines Erachtens in der Bildungsarbeit stellt ist, wie man pädagogisch kompetent mit Diskriminierung umgehen kann.

Hadija Haruna-Oelker: Ich würde noch einmal darauf zu sprechen kommen, weshalb der Titel des Buches „Fragiler Konsens“ lautet. Mich würde etwas detaillierter interessieren: Wer diskutiert diesen Konsens genau? Ich erinnere mich, dass sie, Herr Mendel, in einem Interview von „Elitendiskurs“ und „Bottom-up“ gesprochen haben. Vielleicht könnten sie das genauer erklären. Wer sind die federführenden Akteure in diesem Diskurs?

Meron Mendel: Der Diskurs über diesen Konsens zeigt sich beispielsweise in öffentlichen Debatten. An Online-Artikeln und den dazugehörigen Leserkommentaren lassen sich oftmals völlig verschiedenen Positionen ablesen. Als dieses Gedicht von Günther Grass veröffentlicht wurde, war die Reaktion von allen Zeitungen, von der Taz bis zur FAZ, ablehnend, obwohl es eigentlich von jemandem verfasst wurde, der bei vielen Autor_innen Sympathien hatte. Es lag also viel Elitensympathie vor. Und trotzdem war innerhalb dieser politischen oder journalis-

tischen Elite ein ganz breiter Konsens, dass der künstlerische Wert dieses Werkes in Zweifel liegt und es wurde auch sehr eindrucksvoll gezeigt, welche antisemitischen Konstruktionen dahinterstecken. Unter den betreffenden Leserkommentaren sympathisierten jedoch 80% der Verfasser_innen mit dem Gedicht.

So etwas beobachten wir immer wieder. Anhand dieses Beispiels wird deutlich, dass wir zunehmend eine Differenzierung zwischen Elitendiskurs und dem breiten gesellschaftlichen Diskurs sehen, der nicht kontrolliert wird oder durch bestimmte moralische Erwartungen geformt ist. Und deswegen müssen wir aufpassen, dass wir während unserer Diskussion über Antisemitismus den Anschluss zu diesem gesellschaftlichen Diskurs nicht verlieren.

Astrid Messerschmidt: Der Konsens ist sehr stark auf der Ebene der staatlichen Repräsentation – das ist gut. Durch diesen positiven Konsens wird öffentlich klar gezeigt: Dieser Staat positioniert sich gegen Antisemitismus. Also, Antisemitismus wird auf einer repräsentativen Ebene in der Bundesrepublik als etwas behandelt, was gar nicht geht und dem kein Raum gegeben werden darf.

Übrigens zeigt sich das auch daran, dass es an die Herausgebenden des Bandes „Fragiler Konsens“ eine Einladung ins Familienministerium gab. Das geschieht nicht bei jedem Buch, das zu den Themen Diskriminierung oder Rassismus erscheint.

Was wir mit dem Titel des Buches ausdrücken wollen ist: Lassen wir uns davon nicht blenden, lassen wir uns nicht beruhigen damit, dass es diesen Konsens tatsächlich gibt. Denn darunter findet sehr vieles an normalisierten antisemitischen Äußerungen statt – es ist eben doch ein fragiler, ein brüchiger Konsens. Es ist die Idee dieses Titels auszudrücken, dass beides gegeben ist: Es ist der erklärte Wille von staatlicher Seite und auch von ganz vielen Institutionen, Antisemitismus zu bekämpfen. Übrigens auch von der evangelischen Kirche – einer ganz wichtigen Institution bezüglich der Aufarbeitung von Antisemitismus nach 1945. Dort gibt es sehr gute Denkanstöße, wie ich finde – und zugleich gibt es darunter ganz andere Bewegungen und Regungen, ich würde sagen sogar auch innerhalb der jetzt genannten Institution, die daran dann doch Zweifel aufkommen lassen – unter anderem mit Antiisrael-Positionen, die diesen Konsens dann doch instabil werden lassen.

Hadija Haruna-Oelker: Es gibt antisemitismuskritische Bildungsarbeit. Frau Messerschmidt, sie hatten bereits angesprochen wie wichtig diese ist. Doron Kiesel, der Rektor der Bildungsabteilung des Zentralrats der Juden hat dem Buch „Fragiler Konsens“ einen Paradigmenwechsel in der antisemitismuskritischen Bildungsarbeit beschieden. Die Frage ist: Braucht es einen Paradigmenwechsel? Was formuliert er da? Und wenn es ihn braucht wie müsste dieser aussehen? Also wo sind wir und wo sollten wir hin?

Astrid Messerschmidt: Doron Kiesel hat das ja in einer Rezension zu diesem Buch geschrieben und uns damit sehr viel Vor-schuss gegeben, und ich bin unsicher ob diese Einschätzung nicht sogar etwas zu optimistisch ist – aber warum auch nicht. Ich denke diese Aussage ist darauf bezogen, dass wir diese Thematik sehr bestimmt im Kontext der Migrationsgesellschaft thematisieren. Also insofern ist mit diesem Paradigmenwechsel hier wohl gemeint, dass dieser Zusammenhang von Antisemitismus und von der Frage der Wirklichkeit der Migrationsgesellschaft stärker hergestellt werden sollte. Diese ist in Frankfurt ja mit Händen greifbar und völlig anerkannt. Zugleich gibt es über das Selbstverständnis als Migrationsgesellschaft überhaupt keinen Konsens, im Gegenteil, die Tatsache der Einwanderung und des damit verbundenen gesellschaftlichen Wandels wurde ja bis vor kurzem immer wieder von politischer Seite verleugnet.

Das im Zusammenhang zu diskutieren, dass wir nämlich eine Migrationsgesellschaft sind, in der es Antisemitismus gibt, aber nicht wegen der Migration, das ist der Ansatz, den wir hier versuchen und ich glaube das ist uns einigermaßen gelungen. Ich kann nur sehr froh sein über die vielen Autor_innen mit den vielen differenzierten Beiträgen. Alle haben es, wie ich finde, geschafft, eine Antisemitismuskritik darzustellen und zugleich die Migrationsgesellschaft als Tatsache und Normalität anzuerkennen. In dieser Gesellschaft ist Antisemitismus nicht verschwunden, aber die Ursachen liegen nicht

bei den Migrant_innen. Sondern es gibt Antisemitismus in Bezug auf einen bestimmten politisierten islamistischen Diskurs – also eigentlich eine politisierte Instrumentalisierung des Islams. Dieses Thema steht im Buch aber nicht im Vordergrund, sondern das ist ein Thema unter anderen in diesem ganzen Komplex von Migration und Antisemitismus. Ein Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass sowohl in der Wissenschaft als auch in der Bildungsarbeit diejenigen, die eher zum Thema Rassismus und die, die eher zum Thema Antisemitismus arbeiten, bisher eher getrennt auftreten und mehr zusammenarbeiten sollten. Dieser Paradigmenwechsel steht noch aus. Bisher sind das zwei Szenen und manchmal auch zwei Lager, die nicht zusammenkommen. Weil das Antisemitismusthema eher als staatstragend aufgefasst wird, und das Rassismusthema eher etwas Rebellisches hat – ich glaube diese beiden Momente, die konnten bisher nicht so richtig zusammenkommen. Da gab es auch viele Vorbehalte von beiden Seiten. Das mit dem Paradigmenwechsel müssen wir also glaube ich erst noch erreichen.

Hadija Haruna-Oelker: Ein gutes Stichwort. Vielleicht gucken wir einmal auf die Gründe für dieses Nicht-Zusammenkommen oder Noch-nicht-Zusammensein. Die Bildungsstätte ist ja etwas anders aufgestellt. Sie haben es ausgeführt: Der Band betont den Kontext der Migrationsgesellschaft und sagt: Wir müssen darauf schauen. Was bedeutet der „Jude“ - in Anführungszeichen vor diesem Hintergrund? Mir ist in Er-

innerung geblieben, dass es an einer Stelle heißt: Der Jude ist nicht Deutscher und er ist auch kein Migrant. Vielleicht können sie das erläutern.

Meron Mendel: Klaus Holz spricht diesbezüglich von „dem Dritten“. Der Jude ist also in dieser imaginären Aufteilung zwischen Nationen, also etwa den Deutschen, Franzosen oder Arabern, etwas Drittes. Das ist sozusagen das Perfide bei Antisemitismus, der Jude gilt als der unsichtbare Feind, der hinter den Kulissen Einfluss nimmt. Er ist nicht, wie in der Struktur des Rassismus, der Schmutzige oder der Dumme oder irgendjemand, der unter den Anderen steht, sondern die Juden sind diejenigen, die über den Anderen stehen und deswegen eine Gefahr darstellen.

Die Juden werden sozusagen als Elite wahrgenommen und deswegen auch als Gefahr. Was wir gerade im Rechtspopulismus sehr stark wahrnehmen, ist die Darstellung des eigenen Handelns als Abwehr und Selbstverteidigung. Also der Rassist oder der Antisemit ist nicht der Aggressor, sondern gerade derjenige, der sich zur Wehr setzt. Das sind die Unterschiede zwischen dem klassischen rassistischen und dem antisemitischen Gedanken.

Hadija Haruna-Oelker: Im Buch steht so etwas auch geschrieben: Der Jude ist quasi gut und böse zugleich. Deshalb ist es auch so schwer, ihn in der Analyse mit Menschen, die rassistische Ausgrenzungserfahrungen

der reinen Abwertung erfahren, zusammen zu bringen. Was wäre da der Appell? Wie gestaltet sich der Ansatz in der Bildungsarbeit das nebeneinander zu diskutieren. Weil am Ende ist der Ausschluss in den beiden Fällen gegeben.

Meron Mendel: Also ich denke wir müssen nicht in diese Logik der Antisemiten und Rassisten verfallen, um gegen Rassismus und Antisemitismus zu arbeiten. Es gibt zum einen die Arbeit der Allianzen. Astrid hat diese Arbeit wissenschaftlich eröffnet, wobei sie eine der Allerwenigsten ist, die das schaffen. Aber auch in der Bildungsarbeit gibt es inzwischen mehrere Einrichtungen, wie die Bildungsstätte Anne Frank, die zugleich verschiedene Formen von Rassismus, Diskriminierung und Antisemitismus bearbeiten.

Es gibt zudem auch politisch sehr viel Skepsis, wodurch beispielsweise Juden und Muslime gegeneinander ausgespielt werden. Als vermehrt Flüchtlinge aus arabischen Ländern kamen, wurde sofort das Mikro zum Zentralrat der Juden gehalten und gefragt: Habt ihr jetzt vor diesen vielen Muslimen, die hierher kommen, Angst? Glücklicherweise hat der Zentralrat der Juden noch die Kurve gekriegt, auch wenn es ein paar unglückliche Äußerungen zum Thema gab. Aber insgesamt muss man wirklich alle daran erinnern darüber nachzudenken, wie Minderheiten gut zusammenarbeiten können. Weil im Endeffekt geht es um das Gleiche: Wenn eine Minderheit unter

Druck gerät heißt das, dass der Nächste früher oder später auch unter Druck geraten wird.

Hadija Haruna-Oelker: Ihre Beschreibung, Herr Mendel, könnte mit „Entlastungsstrategie“ übersetzt werden, was im Endeffekt zur Folge hat, dass man sich mit bestimmten Thematiken nicht beschäftigen muss. Sie sagen aber, dass wir das zusammen sehen müssen, Frau Messerschmidt.

Astrid Messerschmidt: Dem stimme ich völlig zu. Klar müssen wir da zusammenhalten! Es gilt unbedingt zu verhindern, dass diejenigen, die von verschiedenen Diskriminierungen, aufgrund von Rassismus, Antisemitismus und nicht zu vergessen Antiziganismus – das sollte nicht immer nur so sekundär benannt werden – betroffen sind, um Wahrnehmung und Anerkennung konkurrieren müssen. Sie alle trifft etwas Gemeinsames, nämlich: Sie werden zu Fremden gemacht. Das beschreiben wir mit dem englischsprachigen Begriff des „otherings“, des Andersmachens oder Fremdmachens.

Und dann gibt es zugleich viele Unterschiede in der Auseinandersetzung mit Antisemitismus und Rassismus, die mit einem unterschiedlichen Feindbild oder verschiedenen Gegenbildkonstellationen zu tun haben. Im Fall des Antisemitismus wird ein Gegenbild der Überlegenheit gezeichnet, was beim Rassismus weniger der Fall ist. Allerdings gibt es das ja durchaus auch, wenn rassistisch diskriminierte Gruppen als Bedrohung dargestellt werden. Das hat sich doch gera-

de in den letzten zwei Jahren gezeigt. Da ich auch im Geschlechterbereich arbeite, habe ich mich viel mit dieser Debatte nach den Silvesterereignissen von Köln Anfang 2016 beschäftigt, und eben da hat sich genau das gezeigt: Diese angeblich Fremden, die gar keine Fremden sind, gelten als Gefahr als Frauenfeinde, werden als sexistisch angesehen. Da trifft das rassistische Muster mit Anleihen aus der Struktur des Antisemitismus zusammen, und gerade deshalb sollte die Kritik daran auch zusammen kommen.

Bildungsarbeit, die wir immer mit dem etwas vorsichtigen Begriff der Kritik beschreiben, soll auch tatsächlich dazu beitragen, Rassismus und Antisemitismus entgegenzutreten. Wir möchten mit dem Begriff der Kritik zugleich deutlich machen, dass dieses „Gegen“ nicht nur ein „Gegenüber“ ist, sondern dass damit auch verbunden ist, sich selbst zu fragen, in welcher Beziehung ich selbst als Vermittlerin, als Lehrerin, als Erwachsenenbildnerin, als Jugendmitarbeiterin zu diesem Problem stehe. Was ich also selbst als Professionelle damit zu tun habe. Das ist uns sehr wichtig, im pädagogischen Bereich die Selbstkritik derer zu fördern, die in der Pädagogik arbeiten. Denn sie haben eine Schlüsselstellung.

Antisemitismus ist ja kein Problem von Kindern oder Jugendlichen, sondern eigentlich immer eines von Erwachsenen. Und das ist ein ganz wichtiger Punkt, der mit diesem Begriff der Kritik in Verbindung steht.

Hadija Haruna-Oelker: Sie hatten es

schon angesprochen: Es gibt einen islamistisch geprägten Antisemitismus. Und so wie sie, Herr Mendel, es am Beispiel des Zentralrats der Juden gezeigt haben, war ja ein weiterer Anspruch des Buches, genau darüber, aber nicht NUR darüber, zu sprechen. Das ist ein Spannungsfeld. Einerseits sichtbar zu machen und andererseits sich nicht auf einer Entlastungsstrategie auszuruhen. Wie stellt man das an?

Astrid Messerschmidt: Da würde ich als erstes sagen: Diese ganze Problematik sollte politisch thematisiert werden und nicht kulturell. Also, sie sollte nicht als Kulturproblem gesehen werden. Es ist auch nicht das Problem, dass Muslime, die aus diesem schrecklichen Bürgerkrieg flüchten, Antisemiten sind. Vielleicht sind einige davon Antisemiten – wahrscheinlich sogar. Aber interessanter ist zu fragen: Wie kommt das? Und dann zeigt sich, dass es sich hier um ein politisches Problem handelt. Denn hier äußert sich ja ein Herrschaftskonflikt, das meine ich mit dem Hinweis auf das Politische. Diese Bürgerkriege im mittleren Osten, in Zentralasien haben mit Herrschaftskrisen zu tun, also damit, dass die alten Eliten, die alten Dynastien korrupt geworden sind und in der Bevölkerung teilweise nicht mehr akzeptiert werden, was die arabische Rebellion ja auch vor wenigen Jahren gezeigt hat. Aber das wird bei uns häufig alles als kulturell thematisiert. Das halte ich für völlig falsch. Das ist kein kulturelles Problem, sondern viel wichtiger ist, und das ist auch dann wieder die Aufgabe an uns in

der Bildungsarbeit und in der Wissenschaft, dass wir mehr von den Hintergründen vermitteln. Dafür müssen wir auch selbst mehr wissen, mehr davon verstehen, was in der Welt eigentlich los ist. Globale Zusammenhänge besser zu durchschauen, halte ich für einen ganz wichtigen Schritt.

Dazu gehören auch die zwar häufig angesprochenen, aber wenig wirklich thematisierten Fluchtursachen, die man angeblich bekämpfen will. Dahin würde man erst kommen, wenn man sich diese Herrschaftskrisen genauer anschaut. Was den Antisemitismus unter Geflüchteten angeht, haben viele in der Praxis die Erfahrung gemacht, dass bei jungen Leuten häufig gar keine gefestigte Ideologie vorliegt, sondern es sich praktisch um ein Aufnehmen, ein Wiederholen von Propaganda handelt, die sie kennen und mit der sie aufgewachsen sind. Dazu gehört die Propaganda über den Holocaust, worüber viele gar kein Geschichtswissen ausbilden konnten, sondern mit einem Zerrbild konfrontiert gewesen sind.

Wenn das angesprochen werden kann, dann eröffnet sich ein Weg, auf dem ein propagandistisch verfestigter Antisemitismus in Frage gestellt werden kann. Und wer für andere Aspekte noch offen ist, der wird sich auch ansprechen lassen – andere eben nicht. Das hat natürlich Grenzen bei ideologisierten Positionen, das ist ganz klar. Aber das ist bei Herkunftsdeutschen genauso. Bildungsarbeit ist keine Umerziehung und kann nur die erreichen, die zum Überdenken ihrer Vorstellungen bereit sind.

Hadija Haruna-Oelker: Bei dem Stichwort Aufarbeitung erinnere ich mich selbst an meine Schulzeit. Dort wohnten wir unter anderem Zeitzeugengesprächen bei und ich besuchte privat organisiert ein Konzentrationslager. Was denken sie? Wie antisemitismuskritisch sind diese Aufarbeitungsangebote, wenn man sie kritisch betrachtet? Gibt es da einen messbaren Nutzen?

Meron Mendel: Aus meiner israelischen Perspektive war ich ein bisschen überrascht, als ich nach Deutschland kam und alle von Zeitzeugengesprächen fast wie von einem Heiligtum sprachen. Das war nichts, was ich wirklich laut gesagt habe, aber ich musste es in einem kleineren Kreis trotzdem zum Ausdruck bringen. Irritierend war für mich, dass Zeitzeugen in der deutschen Gesellschaft zu 99% Täter, Mitläufer oder Zuschauer waren. Sie sind keine Überlebenden. Aber immer wenn wir über Zeitzeugen sprechen, sind es diese 1% der Überlebenden, die unter uns sind. Und denen wird irgendwelche fast spirituelle Macht zugeschrieben, die der gesamten Gesellschaft sozusagen die Augen öffnen soll.

Wobei diese Zeitzeugengespräche erst in den letzten zwei Jahrzehnten einen Zulauf bekommen haben. Trotzdem sind viele gegenwärtig fast hysterisch was passiert, wenn die Zeitzeugen aussterben.

Wir führen auch bei uns in der Bildungsstätte seit Jahren sehr erfolgreich Zeitzeugengespräche mit Trude Simonsohn und Eva Szepesi und vielen anderen durch. Das

ist auf jeden Fall ein sehr wichtiges Angebot. Aber ich bin unsicher, ob dieses in der Zeit Zurückgehen wirklich diesen Perspektivenwechsel, wie Doron Kiesel ihn fordert, eingeleitet hat oder wirklich etwas infrage stellt. Für mich ist auch relevant, was im Diskurs damit geschieht und ob diese Gespräche möglicherweise ein Selbstverteidigungsmechanismus der Gesellschaft sind, um uns zu sagen, wie gut wir gerade sind.

Bezüglich deiner Frage nach der Aufarbeitung: Wir waren am Donnerstag in der Paulskirche bei der Gedenkveranstaltung zur Pogromnacht. Diese Zeremonie bereitet mir jedes Mal Bauchschmerzen, weil von Jahr zu Jahr immer das Gleiche perpetuiert wird. Jährlich sind weniger Menschen anwesend – man sieht also immer, dass diejenigen die im vergangenen Jahr gestorben sind, nicht mehr da sind. Diese Form der Gedenkkultur finde ich fraglich. Also wir brauchen auf jeden Fall noch ein Modell der Bildungsarbeit, mit welchem Jugendliche oder junge Menschen in ihrer Lebenswelt abgeholt werden.

Die Relevanz der Geschichte heute kann noch stärker herausgearbeitet werden. Dabei sollen wir aber Verkürzungen vermeiden, etwa unter dem Motto: was damals war kann auch heute passieren. Solche zeitgemäße Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart leistet unser neues Lernlabor zu Anne Frank, das wir am 12. Juni 2018 eröffnen.

Hadija Haruna-Oelker: Sie sagen: Die Gedenkkultur ist veraltet, es braucht neue

Konzepte. Wir müssen mehr kooperieren, das Gemeinsame muss stärker hervorgehoben werden, damit wir uns mit geballter Kraft gegen die momentanen gesellschaftlichen Entwicklungen positionieren können. Und dann gibt es ja dieses schöne Stichwort: Intersektionalität, was ja auch das Gemeinsame in verschiedenen Ausgrenzungserfahrungen betont. Also die verschiedenen – ich mag das Wort nicht so gerne, aber ich nutze es jetzt mal – Minderheiten, die sich zusammen tun und quasi mehrheitlich eine Position beziehen. Wie funktioniert das oder wie ist intersektionale Bildungsarbeit denkbar? Gibt es vielleicht ein schönes Beispiel, um nicht angsterfüllt sondern empowered aus diesem Gespräch herauszugehen?

Astrid Messerschmidt: Also zunächst Mal ist da dieser sehr akademisch daher kommende Begriff der Intersektionalität. Dieser beschreibt, in seiner Prägung durch die Rechtswissenschaftlerin Kimberlé Crenshaw aus den USA den Zusammenhang von Rassismus, Sexismus und klassenbezogener Diskriminierung, also Klassismus.

Es geht darum, wie diese Diskriminierungsformen in Wechselwirkung stehen. Diese Verschränkung wird ja in dem Konzept, ausgehend von der Erfahrung Schwarzer Frauen in den USA, beschrieben. Sie wurden in der Bürgerrechtsbewegung nicht als relevante Stimmen der Schwarzen wahrgenommen, da die Bewegung männlich dominiert war. Gleichzeitig wurden sie ebenso wenig in der Frauenbewegung als relevante Stim-

men aufgefasst, weil diese lange unausgesprochen eine weiße Bewegung gewesen ist. Eben diesen Zusammenhang hat Kimberlé Crenshaw aufgegriffen und dann diesen, vielleicht auch bis heute noch etwas sperrigen, Begriff der Intersektionalität, als der intersections of oppression, d.h. der Überschneidung von Unterdrückungs- und Diskriminierungsverhältnissen, geprägt.

Dafür können wir in der Gegenwart hier in Deutschland viele Beispiele finden. Gerade wenn wir uns die Positionen der zu Fremden gemachten Muslime anschauen, wo häufig Sexismus und Rassismus zusammen kommen, wenn das Bild von muslimischen Frauen beziehungsweise muslimischen Männern gezeichnet wird. Der Klassismus ist ebenso allgegenwärtig, wenn diese zu Minderheiten gemachten Gruppen als irgendwie unterlegen, prekär beschäftigt und letztlich nicht etabliert wahrgenommen werden oder wenn sie strukturell keine Möglichkeiten haben, sich zu etablieren. Die aktuelle Situation ist meines Erachtens jedoch noch komplexer. Denn diejenigen, die als Deutsche, Deutsch-türken, Deutschmuslime, deutsche Juden, deutsche Sinti in dieser Gesellschaft leben, werden häufig nicht als zugehörig anerkannt, haben es aber doch geschafft aufzusteigen. Gerade der Erfolg vieler Minderheitenangehörigen erzeugt offensichtlich die verbreiteten Aggressionen und Hassbotschaften.

So erkläre ich mir auch starke Elemente in den neorechten, neonationalistischen Bewegungen. Der Hass richtet sich gegen das Aufsteigen dieser Anderen, die nicht als

zugehörig anerkannt werden. Dafür ist auch Obama ein gutes Beispiel. Der Hass, der sich gegen Obama aus Teilen der republikanischen Partei und der Teaparty-Bewegung artikuliert hat, richtete sich meines Erachtens gegen den Aufstieg der Schwarzen. Dagegen, dass sie heute wirklich tolle Berufe ausüben, dass sie Wissenschaftler, Politiker, Verwaltungstätige geworden sind. Dieser Umstand wird nicht ertragen. Das wird als bedrohlich empfunden.

Und deshalb ziehen auch so viele der erfolgreichen Migranten einen solchen Hass auf sich, wie zum Beispiel nicht-deutsch aussehende Fernsehmoderator_innen oder nicht-deutsch aussehende Lehrerinnen und Lehrer und nicht-deutsch-aussehende politisch Aktive, die auf politischen Bühnen stehen. Die kriegen das ab, weil sie zeigen: Wir gehören jetzt hier dazu, wir machen hier auch Politik. Wir sprechen mit. Und das wird in den neo-rechten Bewegungen nicht ertragen. Ich glaube, da müssen wir genau hinschauen, was da passiert und die Stimmen derer stärken, die nicht dieser neonationalistischen Ideologie folgen. Denn das ist ja immer noch die Mehrheit hier in Deutschland. In verschiedenen empirischen Studien, die es darüber gibt, haben sehr unterschiedliche Wissenschaftler mit ganz unterschiedlichen Methoden festgestellt, dass etwa 30% der Bevölkerung mit nazistischen beziehungsweise nationalistischen Positionen sympathisieren und mich interessieren eigentlich die anderen 70%. Das sind die, die für die Bildungsarbeit überhaupt ansprechbar sind, die in solche Häuser wie

diesem hier heute oder in viele andere hier im Frankfurter Raum, wie zum Beispiel in die Bildungsstätte Anne Frank, kommen. Sie sind dafür ansprechbar und mit ihnen sollten wir arbeiten.

-Klatschen-

Hadija Haruna-Oelker: Vielleicht als Abschluss nochmal: Die Bildungsstätte Anne Frank vereint ja sowohl Beratung und Teambildung als auch Strategieentwicklung unter einem Dach – ist also in einer bestimmten Art und Weise intersektional. Gleichzeitig suchen sie dort auch das Gemeinsame in der Arbeit. Wo geht es da hin?

Meron Mendel: Also es geht dahin, wohin es schon eine ganze Weile geht. Wir haben im Jahr 2011 die Ausstellung „OMID ist mein Name - und der steht für HOFFNUNG“ eröffnet, und davon spüren wir bis heute Nachwirkungen. Das war eine Ausstellung, die wir mit zwei iranischen Kuratorinnen, gemacht haben. Die eine ist Moniere Baradaran, die selbst lange Zeit im iranischen Gefängnis war und die zweite heißt Parastou Forouhar, die sich gerade jetzt, wie jeden November, im Iran aufhält um das Gedenken an ihre Eltern, die dort ermordet wurden, aufrecht zu erhalten.

So haben wir sozusagen mit einem Schlag große Teile der iranischen Exilcommunity zu uns geholt. Und zwar nicht nur aus Frankfurt oder aus Deutschland – war wirklich ein europäisches Phänomen.

Das war nicht nur ein symbolischer Akt, das war wirklich die Aussage: Unser Haus ist genauso euer Haus. Es gibt kein exklusives Thema, das bei uns behandelt wird. Seitdem gehen wir diesen Weg und immer wieder in alle Richtungen setzen wir Zeichen dafür, dass wir die Sache multiperspektivisch angehen.

Es ist uns wichtig eine ganze Bandbreite von Themen anzusprechen. Wir fragen uns an welchen Punkte in unserer Gesellschaft wollen wir ansetzen und wir schauen was für sinnvolle Allianzen da sind. Das neue Lernlabor wird thematisch viel breiter aufgestellt sein als es bisher in der Dauerausstellung der Fall war.

Hadija Haruna-Oelker: Ich danke dem Panel. Jetzt seid ihr dran, liebes Publikum.

Die Diskussion transkribierte und bearbeitete Lyn Blees.

Über die Diskussionsteilnehmer_innen:

Dr. Meron Mendel ist Direktor der Bildungsstätte Anne Frank in Frankfurt am Main. Er ist gemeinsam mit Astrid Messerschmidt Herausgeber des Bandes Fragiler Konsens. Antisemitismuskritische Bildung in der Migrationsgesellschaft. 2017.

Prof. Dr. Astrid Messerschmidt hat die Professur für Erziehungswissenschaftlerin mit den Schwerpunkten Geschlecht und Diversität an der Bergischen Universität Wuppertal inne. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehört Bildung im Kontext des Nationalsozialismus, Diversität und diskriminierungskritische Bildung, Geschlechterverhältnisse und geschlechterreflektierende Bildung. Zu den aktuellsten ihrer zahlreichen Publikationen gehört das Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung Band 13/2017: Jutta Hartmann, Astrid Messerschmidt, Christine Thon (Hrsg.): Queertheoretische Perspektiven auf Bildung. Pädagogische Kritik der Heteronormativität. 2017.

Hadija Haruna-Oelker ist Politologin und Moderatorin. Sie arbeitet u.a. für den Hessischen Rundfunk, schrieb für die Zeit, den Tagesspiegel und Fluter. Sie ist aktiv in der Initiative Schwarze Menschen (ISD) in Deutschland und dem journalistischen Netzwerk Neue Deutsche Medienmacher. Letzte Publikation: Denise Bergold-Caldwell, Laura Digoh, Hadija Haruna-Oelker (Hrsg.): Spiegelblicke: Perspektiven Schwarzer Bewegung in Deutschland. 2016.

Die Sache aber ist komplizierter.

Einige Notizen zur Funktionsweise von Antisemitismus für den bildungspraktischen Kontext

Von Katharina Rhein und Tom David Uhlig

„Aber es gibt heute keine Antisemiten mehr“, stellten Horkheimer und Adorno 1947 ([1988], S. 209) in den Elementen des Antisemitismus fest. Antisemitismus sei von einer subjektiven Wahl zum Bestandteil einer Denkform geworden, in welcher sich nicht mehr spezifisch auf ihn bezogen werde, sondern in der er bereits immer schon mitgemeint ist: das völkische Denken. Wer dieses „faschistische Ticket“ einmal gezogen habe, stehe nicht mehr vor der Wahl Antisemit zu sein, sie ist bereits getroffen. Während Antisemitismus zunächst noch eine „Verzerrung von ziviler Freiheit“ (ebd.: 210) gewesen sei, Stammtischparolen von Liberalen, die ihren Antiliberalismus in die Welt hetzen wollten, wurde er im nationalsozialistischen Deutschland und darüber hinaus zur Selbstverständlichkeit: „wer irgend dem Faschismus die Chance gibt, subskribiert mit der Zerschlagung der Gewerkschaften und dem Kreuzzug gegen den Bolschewismus automatisch auch die Erledigung der Juden.“ (Ebd.) Dieser Wandel von Antisemitismus als spezifisch zielgerichtetem Hass, in dem das Bürgertum ein nicht eingelöstes Versprechen von Freiheit auf den falschen Begriff brachte, zur Weltanschauung, zu

einem Bündel von Einstellungen, Wünschen, Ressentiments und Glaubenssätzen wurde historisch vorbereitet. Wie die Historikerin Shulamit Volkov (2000) nachzeichnet, ist die Feindschaft gegen Jüdinnen und Juden im wilhelminischen Deutschland und der Weimarer Republik zu einer Art kulturellem Code geworden, einer Plattform auf der sich ganz unterschiedliche und teilweise gegensätzliche Interessen verbinden. Der Arbeiter, dessen soziale Situation zu wünschen übrig ließ konnte den Schuldigen ebenso im „Juden“ ausmachen, wie der Fabrikbesitzer, der den gewerkschaftlichen Widerstand als von Juden geleitet ansah. Über den geteilten Hass werden die gesellschaftlichen Widersprüche ausgeblendet, und gleichzeitig beinhaltet Antisemitismus damit auch immer mehr als *lediglich* die gewaltvolle Ablehnung von Jüdinnen und Juden, er verweist notgedrungen auf eine bestimmte Art, sich und die Welt zu deuten.

Gleichzeitig gewinnt das Eingangszitat von Adorno und Horkheimer heute eine weitere Qualität: Es gibt vermeintlich keine Antisemiten mehr, weil niemand mehr Antisemit oder Antisemitin sein möchte. Nach der Zerschlagung des „Dritten Reiches“ hat sich Antisemitismus als politische Programmatik unmöglich gemacht. Wer im öffentlichen Raum nicht aus dem Diskurs ausgeschlossen werden will, tut gut daran, das Ressentiment gegen Jüdinnen und Juden nicht ungebrochen nach außen zu tragen. Es gibt einen gesellschaftlichen antisemitismuskritischen Konsens, unter dessen Folie das Ressentiment jedoch latent weiterbesteht und sich

immer wieder, insbesondere in Krisensituationen, Bahn bricht, nun mehr oder minder chiffriert. Wie Meron Mendel und Astrid Messerschmidt (2017) jüngst bemerkten, ist dieser Konsens von Beginn an fragil. Häufig werden Stimmen der sogenannten Mehrheitsgesellschaft laut, die Antisemitismus entweder für ein eigentlich bereits erledigtes Problem oder das Problem anderer halten. Die Extremismustheorie leistet dieser Lesart gute Dienste: Antisemitismus wird hier an den sogenannten gesellschaftlichen Rändern verortet und zum Problem einiger weniger demokratiefeindlicher Randgruppen gemacht. Antisemitismus ist aber kein Phänomen, das nur in spezifischen Feldern auftritt, sondern in sämtlichen sozioökonomischen Schichten vorhanden – eben gesamtgesellschaftlich – ist, auch wenn es sich in bestimmten Milieus unterschiedlicher Ausdrucksformen bedient. Antisemitismus an sozialen ‚Rändern‘ zu verorten, ist dennoch eine beliebte Strategie, sich nicht mit dem bedrohlichen Ausmaß auseinandersetzen zu müssen. Die zeitgenössische empirische Vorurteilsforschung, insbesondere Untersuchungen zu gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit, kommt diesem Bedürfnis entgegen. So stellen etwa Oliver Decker und Kollegen in der vielbeachteten Studie *Die enthemmte Mitte* 2016 fest, dass der Anteil von Antisemiten in der deutschen Gesamtbevölkerung unter 5% gefallen, also ein Problem relativ weniger sei. (Vgl. Decker et al. 2016: 37) Diese Zahlen, so beruhigend sie auch sein mögen, sind nur mit großer Vorsicht zu genießen. Die Arbeitsgruppe um

Decker benutzt zum Beispiel zur Erfassung antisemitischer Ideologie gerade einmal drei Fragen, in denen sekundäre Formen des Antisemitismus, israelbezogener Antisemitismus oder Verschwörungstheorien überhaupt nicht abgefragt werden. Das Instrumentarium ist daher lediglich dazu in der Lage *manifest* antisemitische Aussagen zu untersuchen und ignoriert verdeckte Formen des Antisemitismus. Diese stellen aber in den sogenannten westlichen Ländern nach 1945 die am häufigsten geäußerten Formen von Antisemitismus dar. In einem späteren Interview räumt Decker diese Unzulänglichkeit der produzierten Zahlen ein und gibt an, man könne mit einem gesamtgesellschaftlichen Anteil von 20 bis 30% Antisemit_innen rechnen (vgl. Bockenheimer 2016). Tatsächlich scheinen diese von Decker nachträglich angegebenen Werte um einiges plausibler zu sein. In der großangelegten Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung von Andreas Zick und Kollegen *Gespaltene Mitte – Feindselige Zustände. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2016* kommen die Autoren unter Berücksichtigung von sekundärem und israelbezogenem Antisemitismus zu ähnlichen Ergebnissen. Hier stimmen jeweils circa 25% der Befragten den Aussagen zu: „Viele Juden versuchen, aus der Vergangenheit des Dritten Reiches ihren Vorteil zu ziehen“ und „Was der Staat Israel heute mit den Palästinensern macht, ist im Prinzip auch nichts Anderes, als das, was die Nazis im Dritten Reich mit den Juden gemacht haben.“ Die Diskrepanz zwischen den untersuchten Werten von *mani-*

festem und *latentem* Antisemitismus deutet auf eine große Unsicherheit der empirischen Einstellungsforschung hin: Es gibt hier kaum Untersuchungen, die sich dezidiert mit Antisemitismus beschäftigen. (Vgl. Unabhängiger Expertenkreis Antisemitismus 2017: 53) Das nunmehr paradigmatisch gewordene Konzept der Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit sieht wenig konzeptionelle Unterschiede im Erfassen von Antisemitismus und anderen „Ideologien der Ungleichwertigkeit“ und droht somit dessen Eigentümlichkeit aus dem Blick zu verlieren. Der Herausgeber der *Deutschen Zustände*, Wilhelm Heitmeyer, charakterisiert etwa spärlich: „[Antisemitismus] richtet sich auf die Abwertung von Menschen jüdischen Glaubens und Herkunft sowie ihrer kulturellen Symbole“ (Heitmeyer 2002: 20). Die Sache aber ist komplizierter: Mit dieser Auffassung sind etwa gängige verschwörungstheoretische Ausdrucksformen von Antisemitismus nicht zu erklären, nach welchen die Juden ganz mächtig seien, besonders klug und gerissen und aus dem Verborgenen das Finanzwesen und die Presse kontrollieren würden. Diese für den Antisemitismus charakteristische Vorstellung von Juden als übermächtig geht nicht einfach in der für den Rassismus typischen Vorstellung von den Anderen als Unterlegenen auf. Eine andere in der empirischen Vorurteilsforschung derzeit weit verbreitete Annahme ist, dass es sich bei Antisemitismus um einen *Othering*-Prozess handelt, ein Fremdmachen von Jüdinnen und Juden. Ähnliche soziologische oder sozialpsychologische Mo-

delle liegen bereits in der frühen Antisemitismusforschung mit Talcott Parsons (1942) Diskussion von Antisemitismus als einem Problem von *In-* und *Outgroups* sowie in Gordon Allports (1954) Konzeption von Antisemitismus als ein Problem von Kategorisierungen vor. Zweifellos ist das Fremdmachen von Jüdinnen und Juden ein integraler Bestandteil des antisemitischen Ressentiments, jedoch nicht mit diesem identisch. Hinzu tritt etwa die Funktion von Jüdinnen und Juden als Dritten, als Personifizierung dessen, was selbst nicht im Prozess des Fremdmachens aufgeht. Sie sind dem antisemitischen Bewusstsein nicht einfach *nur* andere, die anders sind, sondern das *ganz* Andere, was selbst noch die Dichotomisierung der Welt in „ihr“ und „wir“ in Frage stellt.

Antisemitismus ist im vollen Wortsinne eine irrationale Ideologie. Auch wenn er bisweilen technisch rationalen Zwecken folgt, etwa wenn er die legitimatorische Grundlage für organisierten Raub wie im Nationalsozialismus liefert, geht er doch nie in diesen auf. Das bedeutet, Antisemitismus lässt sich nicht logisch begründen: Seine Wurzeln sind nicht etwa im tatsächlichen Verhalten von Jüdinnen und Juden oder ihrem Verhältnis zur nicht-jüdischen Gesellschaft zu suchen, und auch nicht – wie heute oft angenommen – in dem der israelischen Politik, sondern vielmehr in einer Persönlichkeitsstruktur, die bestimmte Gesellschaften hervorbringen und die sich auf antisemitische Projektionen stützt, um Zumutungen ihrer Gegenwart abzumildern.

Wenn die nachfolgenden Beiträge dieser Ausgabe der *Lernen aus der Geschichte* also die Erscheinungsformen von Antisemitismus in bestimmten Milieus beleuchten, so in der Absicht, diese immer ins Verhältnis zur Gesamtgesellschaft zu setzen, die die Ermöglichungsbedingungen von Antisemitismus bereitstellt. Im Folgenden möchten wir diesen Beiträgen noch einige psychodynamische Aspekte dieser Ermöglichungsbedingungen voranstellen und schließlich bildungspraktische Konsequenzen diskutieren.

Antisemitismus als pathische Projektion

In der wissenschaftlichen Psychologie wird Antisemitismus zumeist als Vorurteil verstanden, was wie bereits angedeutet, den Gegenstand verfehlt. Ein Vorurteil würde implizieren, es handele sich schlichtweg um falsche Annahmen, die durch ein richtiges Urteil ersetzt werden könnten, so denn genügend Informationen vorhanden wären, ein solches zu fällen. Die Handlungsprämisse, welche häufig aus dieser Annahme abgeleitet wird, ist über das Judentum aufzuklären, begreifbar zu machen, wie es wirklich ist, um antisemitische Mythen zu überkommen. In der Bildungsarbeit wurde darum viel Hoffnung in sogenannte Begegnungsprojekte gesetzt, bei denen jüdische und nicht-jüdische Menschen sich über die jeweils gegenseitige Lebensrealität austauschen. In so guter Absicht diese Projekte auch stattfinden, abseits von einer möglicherweise interessanten oder angenehmen Erfahrung für alle Beteiligten, tragen sie

recht wenig bei, Antisemitismus zu bekämpfen.

Antisemitismus funktioniert nicht auf einer kognitiven Ebene, sondern auf einer emotionalen, affektiven, die dem bewussten Zugriff vielmals entzogen bleibt. Eine Psychologie, die sich nur auf den offenen Gehalt des Antisemitismus, nicht aber seine unbewussten Quellen richtet, läuft Gefahr seinen Rationalisierungen aufzusitzen und zu glauben, es würde hier wirklich um die Jüdinnen und Juden, oder die jeweils dafür eingesetzte Chiffre (wie z.B. Israel, wenn es für den Weltfrieden oder das Finanzkapital, wenn es für alle sozialen Ungerechtigkeiten des Kapitalismus verantwortlich gemacht wird) gehen, und nicht um die Antisemitin und den Antisemiten. Der Judenhass sagt nichts über diejenigen aus, auf welche er sich richtet, sondern vieles über diejenigen, die ihn in sich tragen. Anzunehmen, man könne ihm effektiv begegnen, indem seine Verzerrungen gerade gerückt werden, folgt seiner eigenen Logik und führt deshalb notgedrungen bereits im Vorfeld zum Scheitern antisemitismuskritischer Interventionen.

Dass Antisemitismus vor allem Auskunft über die Antisemit_innen gibt, impliziert eine Perspektive auf das Phänomen einzunehmen, die nachvollziehbar macht, wie Anteile des Selbst jemand anderem zugeschrieben werden können: Eine solche Perspektive meinen wir – und auch ein Gros der sozialwissenschaftlichen Antisemitismusforschung – in der Psychoanalyse zu finden, welche mit ihrem Konzept der Projektion das begriffliche Instrumentarium bereit-

stellt, diese Wirkweise von Antisemitismus zu fassen. Nach Laplanche und Pontalis Standardwerk *Das Vokabular der Psychoanalyse* (1973) handelt es sich bei Projektion um eine

„[i]m eigentlichen psychoanalytischen Sinne Operation, durch die das Subjekt Qualitäten, Gefühle, Wünsche, sogar ‚Objekte‘, die es verkennt oder in sich ablehnt, aus sich ausschließt und in dem Anderen, Person oder Sache, lokalisiert. Es handelt sich hier um eine Abwehr sehr archaischen Ursprungs, die man besonders bei der Paranoia am Werk findet, aber auch in ‚normalen‘ Denkformen wie dem Aberglauben.“ (Ebd.: 400)

Es werden also Selbstanteile, die nicht als solche anerkannt werden können, auf andere übertragen, denen dann diese Anteile im Bewusstsein der Projizierenden als Eigenschaften anhaften. Projiziert werden dabei nicht nur, wie vielfach angenommen, Eigenschaften, welche emotional negativ besetzt sind, wie zum Beispiel Ängste, sondern auch Wünsche, Hoffnungen und positive Ideale, die sich selbst nicht eingestanden werden können, etwa weil sie gesellschaftlich verpönt sind. Unschwer erkennen wir etwa im antisemitischen Bild des Juden als Wucherer oder Bankier, der sich an der körperlichen Arbeitskraft anderer bereichert und mit einer Mischung aus Gerissenheit, Faulheit und Unvermögen zu ‚ehrlicher Arbeit‘ zu Wohlstand gelangt, eine Phantasie, die doch einige Attraktivität ausstrahlt: Wie schön, reich zu sein, ohne Arbeiten zu müssen! Nur kann eben dieser Wunsch nach dem guten

Leben ohne Mühen nicht als eigener erkannt werden, weil er mit der gesellschaftlich weit verbreiteten Ideologie einer moralischen Notwendigkeit von Arbeit kollidiert – eine Ideologie, die Weber etwa in der protestantischen Ethik beschreibt und die im (nationalsozialistischen) Deutschland besonders wirkmächtig wurde, mit fatalen Konsequenzen (vgl. Axster & Lelle 2018). Die Selbstanteile, welche projiziert werden, sind dabei vielmals nicht eindeutig, was sich etwa darin zeigt, dass es kaum ein antisemitisches Bild gibt, zu dem nicht auch gleichzeitig ein Gegenstück existieren würde: im antisemitischen Bewusstsein sind die Juden mächtig und schwach, patriarchal und verweiblicht, triebhaft und verkopft, gerissen und dumm, nationalistisch und antinational, pazifistisch und kriegstreibend, kapitalistisch und bolschewistisch. Einmal mehr zeigt sich hier, dass Antisemitismus wirklich eine irrationale Ideologie ist, er schert sich nicht um seine innere Widersprüchlichkeit, funktioniert nicht *trotz* dieser, sondern *durch* diese hindurch. Was dort projiziert wird, sind die eigenen Widersprüche im antisemitischen Subjekt selbst, seine inneren Konflikte, seine Ambivalenzen, seine Unsicherheiten, die zu schwer auszuhalten sind, als dass sie zum Bewusstsein durchdringen. Wenn etwa den Jüdinnen und Juden unterstellt wird, sie seien nationalistisch, aber gleichzeitig sei Israel gar keine richtige Nation, sondern ein ‚künstliches Staatengebilde‘ – ganz als ob es natürliche, organische Nationen oder Staaten gäbe –, dann kann sich damit etwa der innere Widerspruch ausdrücken, sich selbst

auf eine nationale Identität zu stützen, die aus irgendeinem Grund fragil ist, etwa weil die Nation auf welche man sich beruft sich mit begangenen Verbrechen moralisch diskreditiert hat.

Die antisemitische Projektion strebt danach, sich die Umwelt ähnlich zu machen, das Außen dahingehend zu verändern, dass es mit dem Inneren zur Deckung kommt. Horkheimer und Adorno schreiben in der Dialektik der Aufklärung (1947 [1988]): „Der Antisemitismus beruht auf falscher Projektion. Sie ist das Widerspiel zur echten Mimesis, der verdrängten zutiefst verwandt, ja vielleicht der pathische Charakterzug, in dem diese sich niederschlägt. Wenn Mimesis sich der Umwelt ähnlich macht, so macht falsche Projektion die Umwelt sich ähnlich.“ (Ebd., S. 196) Diese realitätsumbildende Wirkung von Antisemitismus impliziert, dass an den Jüdinnen und Juden gehasst und verfolgt wird, was das Ressentiment zuvor erst produzierte: So wurde Juden in Europa im Mittelalter vielfach untersagt, Handwerksberufe zu ergreifen, woraus der Vorwurf folgte, sie würden keine ‚ehrliche Arbeit‘, sondern lediglich Handelsgewerbe ausüben. Israel wird ständig zum Vorwurf gemacht, sich gegen Angriffe zu verteidigen, und so die eigens erst hervorgerufene ‚Aggression‘ beklagt. Besonders perfide wurde das Bestreben des Antisemitismus, sich die Welt ähnlich zu machen, im Nationalsozialismus, als die Deutschen versuchten, die Juden noch in ihre eigene Vernichtung, etwa durch Etablierung von Judenräten, zu verstricken und damit moralisch so zu korrumpieren, wie es

dem antisemitischen Bild der nationalsozialistischen Ideologie entsprach.

Nicht zufällig sprechen Horkheimer und Adorno hier von einem ‚pathischen‘ Charakterzug und nicht etwa einem pathologischen. Der Sozialpsychologe Sebastian Winter (vgl. 2017, S. 32) macht auf diesen Umstand aufmerksam und interpretiert ihn dahingehend, dass gerade die Normalität von Antisemitismus in der Gesamtgesellschaft, dazu führt, dass dieser nicht zur klinischen Pathologie wird. Während individuelles Verhalten gerade dann als pathologisch gilt, wenn es in Konflikt mit der gesellschaftlichen Normalität gerät und dadurch Leidensdruck produziert, ist Antisemitismus in seinen vielfältigen Erscheinungsformen Bestandteil derselben. Antisemit_innen bewegen sich frei in der Gesellschaft; solange der Ausdruck ihres Ressentiments bestimmten Konventionen folgt, wird er gemeinhin akzeptiert und insbesondere in bedrohlichen Situationen, wie Finanzkrisen oder internationalen Konflikten, zum legitimen Ausdruck von Unzufriedenheit. Antisemitismus fällt in den sogenannten westlichen Ländern lediglich negativ auf, wenn er sich zu deutlich artikuliert. Andernfalls erfüllt er tendenziell die Funktion, den Leidensdruck abzumildern, indem er vermeintlich einfache Ursachen für komplexe Probleme anbietet. In *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (1921) spricht Freud von der „Schiefeilung mannigfaltiger Neurosen“ durch die „Bindungen an mystisch-religiöse oder philosophisch mystische Sekten oder Gemeinschaften“ (ebd., S. 132). Ein Antisemit in einer nicht-

antisemitischen Gesellschaft würde für verrückt gehalten werden, wenn er seinen Wahn kundgibt, eine kleine Gruppe jüdischer Verschwörer sei verantwortlich für das Unglück der Welt. Wenn diese antisemitische Phantasie jedoch von einer Masse geteilt wird, gelten die einzelnen eben nicht mehr als verrückt, sondern als vernünftig, und können darüber hinaus ihre inneren Konflikte auslagern und also schiefeilen. Dabei sind diese Konflikte zwar gebrochen über die individuellen Sozialisationserfahrungen, jedoch nicht zufällig, sondern dialektisch mit der Einrichtung der Gesellschaft verknüpft. Wer etwa an dem eigenen Ideal männlicher Identität zu scheitern droht und dieses Scheitern dem vermeintlich verweiblichten Juden überträgt, vollzieht diese Projektion nicht im leeren Raum, sondern in einer Gesellschaft, in welcher dieses Ideal wie auch die Unmöglichkeit es zu erreichen vermittelt wird. Horkheimer und Adorno machen als den maßgeblichen Widerspruch der Gesellschaft und damit als Grund des Antisemitismus den ökonomischen aus: „Der bürgerliche Antisemitismus hat einen spezifischen ökonomischen Grund: die Verkleidung der Herrschaft in Produktion.“ (1947: S. 182) Im Unterschied zur Feudalgesellschaft, in der die Herrschaft noch personell war, also unmittelbar mit Fürsten und Königen verbunden war, ist diese Gesellschaftsform mit dem Ansteigen der Produktivkräfte, der Säkularisierung und dem gesteigerten Selbstbewusstsein des Bürgertums obsolet geworden. Mit dem Überkommen der feudalen Herrschaft wurde jedoch keineswegs

Herrschaft an sich abgeschafft, sondern sie wurde selbst abstrakt im Produktionsprozess, welcher nun die einzelnen Individuen positionierte. Ein Widerspruch in der Moderne liegt nun darin, dass zwar alle formalrechtlich gleichgestellt sind, jedoch letztlich Marktgesetze weiterhin Zwänge ausüben, die dem Auge allerdings verborgen bleiben. Der Vertrag zum Beispiel, den Arbeiter mit Arbeitgebern abschließen, wird rechtlich zwar zwischen Gleichen geschlossen, jedoch kann der Arbeiter unter Umständen gar nicht anders als ihn zu unterschreiben, da er sonst in Armut leben müsste. Das Versprechen bürgerlicher Freiheit kollidierte mit der Produktionslogik einer Gesellschaft, welche diese permanent sabotiert. Wie so oft wurde und wird der Konflikt personalisiert in dem Juden, der für diese Zumutung der Moderne verantwortlich gemacht werden soll.

Antisemitismuskritische Bildungsarbeit

Was folgt für die bildungspraktische Arbeit aus den vorangegangenen Notizen über den pathisch projektiven Charakter des Antisemitismus? Zum einen bedeutet Antisemitismus zu bekämpfen auch immer sich selbst zu reflektieren, danach zu fragen, welche antisemitischen Ressentiments man in sich selbst trägt, um diese in der Praxis nicht zu reproduzieren und schließlich in den Adressat_innen der bildungspraktischen Arbeit einen ähnlichen Prozess anzustoßen. Die Reflexion kann einem niemand abnehmen, auch wenn in der Bildungspraxis oft die Annahme vorherrscht durch den Kontakt mit Jüdinnen und Juden lie-

ße sich Antisemitismus effektiv bekämpfen. Solche Begegnungsprojekte scheitern vielfach daran, dass Antisemitismus das Subjekt gegen lebendige Erfahrung abdichtet. Horkheimer und Adorno schreiben: „Das Pathische am Antisemitismus ist nicht das projektive Verhalten als solches, sondern der Ausfall der Reflexion darin. Indem das Subjekt nicht mehr vermag, dem Objekt zurückzugeben, was es von ihm empfangen hat, wird es selbst nicht reicher sondern ärmer. Es verliert die Reflexion nach beiden Richtungen: da es nicht mehr den Gegenstand reflektiert, reflektiert es nicht mehr auf sich und verliert so die Fähigkeit zur Differenz.“ (1947: S. 199)

Die Reflexion selbst wird durch den Antisemitismus verhindert. Die Antisemit_innen erkennen nicht mehr, was von ihnen kommt und was außerhalb von ihnen ist, und mit dem Verlust dieser Fähigkeit zu differenzieren, verschwimmt auch die Wahrnehmung des eigenen. Wenn das was außerhalb von einem selbst nicht mehr als solches erkannt wird, kann dort auch keine Erfahrung mehr stattfinden, man erfährt dann immer nur noch die eigenen Ressentiments in Gestalt des anderen, alles was diese Person macht, scheint als Bestätigung der eigenen Bilder. Die Erfahrung am anderen, dem Nicht-Ich, ist aber notwendig, um überhaupt auf sich reflektieren zu können. Wer man selbst ist, weiß man nur durch die Begegnung mit anderen. Wenn diese anderen nicht mehr gesehen werden, sondern lediglich Abziehbilder der eigenen Projektionen sind, wird sich somit um die Erfahrung des eigenen betrogen.

Pädagog_innen müssen sich selbst ehrlich machen, wenn sie glaubhaft eine antisemitismuskritische Haltung vermitteln wollen, ihre eigenen antisemitischen Anteile und Ressentiments reflektieren, nicht am ‚lebenden Objekt‘ – keine Kibbuz-Reise wird es ihnen abnehmen können – sondern an sich selbst.

Sowohl in der Forschung unter von Antisemitismus Betroffenen, als auch aus der Fortbildungstätigkeit mit pädagogischen Fachkräften zeigt sich, wie schwer es diesen offenbar fällt, Antisemitismus überhaupt als solchen zu erkennen. Das ist natürlich eine wichtige Voraussetzung für den kritischen Umgang mit Antisemitismus und hier scheint es auch um die Frage zu gehen, ob Pädagog_innen und Lehrkräfte diesen überhaupt wahrnehmen wollen bzw. ihn sich bewusst machen. Hier korrespondieren fehlendes Wissen und der Mangel an Reflexionsfähigkeit offenbar miteinander. Um Antisemitismus sinnvoll begegnen zu können, ist es wichtig, sich die Funktionsweise von antisemitischen Ressentiments klar zu machen, denn es geht nicht einfach um Vorurteile, im Sinne eines falschen Urteils über eine Person, dass auf falschen Annahmen beruht, die einfach widerlegt und revidiert werden könnten. Wer dem antisemitischen Stereotyp, alle Juden seien reich, allein entgegenhält, man kenne aber diesen oder jenen Juden und der sei bettelarm, hat die Auseinandersetzung bereits verloren. Es geht nicht darum, ob es Juden gibt, die viel oder wenig Geld haben, sondern es geht darum, welchen psychischen Gewinn es der oder dem Einzelnen

bietet, Juden etwa als Strippenzieher eines schwer durchschaubaren Finanzsystems zu imaginieren. Warum ist es der Person, die das Stereotyp verbreitet, so wichtig, dass Juden vermeintlich viel Geld haben? Was bedeutet ihr dieser Umstand, woher meint sie dieses Wissen zu haben, warum hängt sie daran? In der konkreten Situation können diese Fragen dabei helfen, den Fokus zu verschieben, von der Diskussion *innerhalb* des antisemitischen Gerüchts aufzusteigen in die Diskussion *über* das selbige. Es wird also nicht nach dem Wahrheitsgehalt der antisemitischen Bilder gefragt, sondern nach ihrer psychischen Attraktivität.

Dabei fällt auf, dass Judenfeindschaft bis weit in die Geschichte und in verstärktem Maße verbunden mit den gesellschaftlichen Entwicklungen der Moderne eine wesentliche Funktion in der Reduktion von Komplexität mittels Schuldzuweisung hatte. Indem „die Juden“ für gesellschaftliche Probleme und soziale Ungerechtigkeiten, für die es keine einfachen Erklärungen gibt, verantwortlich gemacht werden, befreit sich die betreffende Person davon, ihre eigene Rolle zu reflektieren und komplexe auch durchaus widersprüchliche gesellschaftliche Verhältnisse durchblicken zu müssen.

Diese Umdrehung der Fragestellung hat zum Vorteil, Antisemitismus auch da ausmachen zu können, wo er sich nur verdeckt äußert, etwa wenn Verschwörungstheorien angeführt werden, Einzelne Personen oder kleine Personengruppen für alles auf der Welt verantwortlich gemacht werden oder wenn behauptet wird der Staat Israel gefährde den

Weltfrieden. All diese Bilder ermöglichen es der betreffenden Person, einfache Schuldzuweisungen vorzunehmen, Kritik abzuwehren und vermeintliche Selbstgewissheit zu erlangen. Ein wesentliches Merkmal solcher Denkweisen ist es, dass suggeriert wird, wenn diese ausgemachte „dunkle Macht“ verschwände, wären alle sozialen Probleme dieser Welt gelöst. Die Analyse der subjektiven Funktion von antisemitischen Bildern macht deutlich, dass es wenig Unterschied macht, ob vom „internationalen Finanzjudentum“, von „den Rothschilds“ oder noch abstrakter „der Zinsgeldknechtschaft“ gesprochen wird – diese Bilder bedienen antisemitische Ressentiments, auch ohne dass direkt von Jüdinnen und Juden gesprochen wird. Die Haltung der Antisemitismuskritischen Bildungsarbeit zielt diesbezüglich darauf ab, zu irritieren, vermeintliche Gewissheiten ins Wanken zu bringen und somit einen Reflexionsprozess anzustoßen.

Entgegen der verbreiteten Annahme eines vermeintlich Antisemitismuskritischen Konsens‘ in der bundesdeutschen Gesamtgesellschaft, muss davon ausgegangen werden, dass das Ressentiment gegen Jüdinnen und Juden nach wie vor weiter besteht, sich seit 1945 jedoch hauptsächlich über Umwege kommuniziert. Aufgabe Antisemitismuskritischer Bildungsarbeit muss es sein, aufzuzeigen, wo die Fragilität, die Brüchigkeit des nach außen repräsentierten, gegen Antisemitismus gerichteten Konsenses zu Tage tritt. Das kann beispielsweise durch einen historischen Rückblick in die Nachkriegsgeschichte erfolgen, mit Hilfe dessen

aufgezeigt wird, wie hart die, in erster Linie von Verfolgten des NS-Regimes geführten, Kämpfe um Anerkennung verliefen und wie groß die Widerstände in der deutschen Gesellschaft waren und immer noch sind, die Verbrechen und die Schuld anzuerkennen. Angesichts der seit den 1990er Jahren zunehmend staatstragend gewordenen Erinnerung an die NS-Verbrechen kann dieser Teil der bundesdeutschen Vergangenheit leicht aus dem Blick geraten. Antisemitismus kann erst seit relativ kurzer Zeit als gesellschaftliches Problem skandalisiert werden, wobei sich die Kritik häufig mit der an Rassismus konfundiert. Wenn heute einer Opferkonkurrenz das Wort geredet wird, die zugespitzt formuliert etwa lautet, „die Muslime seien die Juden von heute“, dann muss dem widersprochen werden. Erstens weil es historisch falsch ist: Die Situation von Muslimen und Muslimas heute ist nicht die gleiche, wie die von Juden und Jüdinnen unter dem Naziregime. Zweitens weil hier von diskriminierenden Ideologien und gesellschaftlichen Ausschlüssen Betroffene gegeneinander ausgespielt werden. Besonders perfide wird das dort, wo Angehörige der deutschen Dominanzgesellschaft versuchen, Antisemitismus gegenwärtig als ein Problem darzustellen, das in erster Linie Muslime oder Muslimas betrifft. Aber auch hier gilt es einen Blick zurück zu werfen, denn in der bundesdeutschen Geschichte wurde als eine Form des Schuldabwehr-Antisemitismus immer wieder versucht, Judenfeindschaft als ein Problem erscheinen zu lassen, das lediglich an den Rändern der

Gesellschaft existiert, um so die sogenannte „Mitte“ der Gesellschaft als frei von antisemitischen Ressentiments erscheinen zu lassen. Antisemitismus gibt es in der gesamten Gesellschaft und auch unter Muslimen, also gilt es ihn hier genauso wie in anderen sozialen Gruppen zu kritisieren. Es gilt dabei aber die Gesamtgesellschaft im Blick zu behalten und Formen des Schuldabwehr-Antisemitismus als solche erkennbar zu machen.

All dem sollte auf pädagogischer Ebene damit begegnet werden, das Gleichwertigkeitsprinzip zunächst einmal im konkreten pädagogischen Umgang mit Kindern und Jugendlichen ernst zu nehmen. Darüber hinaus erscheint es aber auch sinnvoll, darauf zu verweisen, dass die soziale Anerkennung von gesellschaftlich Benachteiligten immer mit Auseinandersetzungen und Kämpfen um Anerkennung verbunden war und ist. Denn mit einer solchen Perspektive lässt sich zeigen, wie fragil der vermeintliche antisemitismuskritische Konsens ist und sie verweist zugleich auf eine mögliche gemeinsame Zukunft, in der sich ohne Angst verschieden sein lässt.

Literatur

Allport, Gordon (1954). *The Nature of Prejudice*. New York: Basic Books.

Axster, Felix & Lelle, Nikolas (Hrsg.). (2018). „Deutsche Arbeit“. *Kritische Perspektiven auf ein ideologisches Selbstbild*. Göttingen: Wallstein.

Bockenheimer, Johannes C. (17.6.2016). Sterben die Antisemiten wirklich aus? Tagespiegel. <https://www.tagesspiegel.de/politik/mitte-studie-der-uni-leipzig-sterben-die-antisemiten-wirklich-aus/13746210.html> (18.4.2018).

Oliver Decker, Johannes Kiess, Elmar Brähler (Hg.) (2016): Die enthemmte Mitte: Autoritäre und rechtsextreme Einstellung in Deutschland. Leipzig.

Freud, S. (1921). Massenpsychologie und Ich-Analyse. StA Bd. IX (S. 61–134). Frankfurt a.M.: Fischer.

Horkheimer, Max & Adorno, Theodor W. (1947[1988]). Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt a.M.: Fischer.

Laplanche, Jean & Pontalis, Jean-Bertrand (1973). Das Vokabular der Psychoanalyse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Parsons, Talcott. (1942). The Sociology of Modern Anti-Semitism. In: Isaque Graeber & Stuart Henderson Britt (Hrsg.), Jews in a Gentile World (S. 101–122). New York: Macmillan.

Mendel, Meron & Messerschmidt, Astrid (2017). Fragiler Konsens. Antisemitismuskritische Bildung in der Migrationsgesellschaft. Frankfurt/New York: Campus.

Unabhängiger Expertenkreises Antisemitismus (Hg.) (2017): Antisemitismus in Deutschland – aktuelle Entwicklungen. Berlin.

Volkov, Shulamit (2017). Antisemitismus als kultureller Code. München: Beck.

Winter, Sebastian (2017). (Un-)Ausgesprochen: Antisemitische Artikulationen in der Alltagskommunikation. In: Meron Mendel & Astrid Messerschmidt (Hrsg.), Fragiler Konsens. Antisemitismuskritische Bildung in der Migrationsgesellschaft (S. 27–42). Frankfurt a.M./New York: Campus.

Zick, Andreas, Küpper, Beate & Krause, Daniela (2016). Gespaltene Mitte – Feindselige Zustände. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2016. Bonn: Dietz. http://www.fes-gegen-rechtsextremismus.de/pdf_16/Gespaltene%20Mitte_Feindselige%20Zust%C3%A4nde.pdf (23.04.2018).

Über die Autor_innen:

Katharina Rhein, MA. Pädagogik, ist Mitarbeiterin im pädagogischen Team der Bildungsstätte Anne Frank und Mitarbeiterin der Forschungsstelle NS-Pädagogik an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Tom David Uhlig ist ebenfalls pädagogischer Mitarbeiter der Bildungsstätte Anne Frank sowie Lehrbeauftragter der University of Applied Sciences Frankfurt. Er ist Mitherausgeber der *Freien Assoziation. Zeitschrift für psychoanalytische Sozialpsychologie*.

Antisemitismus in der Mitte der Gesellschaft

Von Olaf Kistenmacher

Sebastian Winter und mir wurde die ehrgeizige Aufgabe gestellt, in jeweils 20 Minuten einen Beitrag zu liefern zu den beiden Themen „Antisemitismus und Rechtspopulismus« und »Antisemitismus und die Mitte der Gesellschaft“. Er und ich könnten wahrscheinlich diese kurze Zeit darauf verwenden, die jeweiligen Begriffe zu problematisieren. Ich will die begrifflichen Probleme nur kurz mit einer Frage verdeutlichen: Zählen Sie die AfD in Hessen zu den rechtspopulistischen Gruppierungen oder zur Mitte der Gesellschaft? Und wie würden Sie das in Sachsen sehen?

Im Folgenden versuche ich, das Konzept »Mitte der Gesellschaft« präziser zu fassen, indem ich mich auf die *mediale Öffentlichkeit* konzentriere und auf *qualitative* Studien zur Verbreitung antisemitischer oder Antisemitismus befördernder Vorstellungen in der Mehrheitsgesellschaft beziehe. Worüber ich beispielsweise nicht sprechen werde, sind die Bilder, die in Schulbüchern über »Juden« weitergegeben werden,¹ oder über die Verbreitung von Verschwörungstheorien (vgl. Jaecker 2004). Dies ist der Versuch, in fünf Thesen zu skizzieren, was sich als Mehrheitsmeinung oder als mehrheitsfähig in Deutschland ausmachen lässt:

¹ Wolfgang Geiger: Bilder von Jüdinnen und Juden im Schulbuch, auf der »Blickwinkel«-Tagung »Kommunikation: Latenzen – Projektion – Handlungsfelder«, 9./10. Juni 2016, Kassel.

1. Die Mehrheitsgesellschaft leidet selbst in Bezug auf extremen Juden-hass an einem schlechten Gedächtnis

2003 flog eine Neonazi-Terrorzelle in München auf, die ähnlich organisiert war wie der „Nationalsozialistische Untergrund“ und die sich Sprengstoff besorgt hatte, um Anschläge auf jüdische und muslimische Einrichtungen durchzuführen. Die deutsche Gesellschaft hätte also bereits acht Jahre bevor sich Beate Zschäpe der Polizei stellte, nachdem ihre beiden Kumpane tot aufgefunden worden waren, von der Gefahr eines organisierten Rechtsterrorismus wissen können. Man hätte außerdem wissen können, dass Neonazis nicht nur rassistisch sind, sondern nach *wie vor antisemitisch*. Die Feindschaft gegen Muslime hat nicht den Juden-hass abgelöst, wie man in Bezug auf die Neue Rechte immer wieder lesen kann (vgl. Brumlik, taz, 25. September 2017), sondern beides geht bei extremen Rechten Hand in Hand.²

² Im Februar dieses Jahres wurde außerdem der Mann festgenommen, der mutmaßlich für einen Sprengstoffanschlag verantwortlich ist, bei dem russische Migrantinnen und Migranten, die meisten jüdisch, im Jahr 2000 in Düsseldorf verletzt wurden. 17 Jahre hat es gedauert, den Täter auszumachen, der direkt in der Nähe wohnt und als extremer Rechter und Waffennarr bekannt ist. Einige Tage später ging eine weitere Meldung ein, an die wir uns mittlerweile gewöhnt haben: „Ein V-Mann des NRW-Verfassungsschutzes hatte nach SPIEGEL-Informationen engen Kontakt zum mutmaßlichen Bombenattentäter von Düsseldorf.“ V-Mann bei mutmaßlichem Wehrhahn-Attentäter: „Junkie, Dealer, Weiberheld“,

Bei unserer pädagogischen Arbeit gegen Antisemitismus in Hamburg verwenden wir regelmäßig einen *Spiegel*-Artikel aus dem Jahr 2003. Er trägt den Titel „Völlig neue Dimension“, berichtet von der Festnahme der Münchner Terrorzelle und warnt in diesem Zusammenhang vor einer neuen Form der Gewalt und Untergrundaktivität von Neonazis. Zudem enthält der Spiegel-Artikel noch diese Information: „Bereits seit fünf Jahren fahndet das Landeskriminalamt Thüringen etwa nach den abgetauchten Rechtsextremisten Uwe Böhnhardt, 25, Beate Zschäpe, 28, und Uwe Mundlos, 30; Beamte waren in Jena auf ein Depot mit einsatzbereiten Rohrbomben und 1,4 Kilogramm TNT gestoßen.“ (Neumann et al.: *Der Spiegel* 38, 15. September 2003)

Dass Judenfeindschaft erst 2014 als ein gesellschaftliches Problem wahrgenommen wurde, als in Berlin Arabisch sprechende Männer zu Chören wie »Jude, Jude, feiges Schwein« ansetzten, hängt mit einem anderen Faktor zusammen, der die Mehrheitsgesellschaft prägt, nämlich rassistischen Projektionen. Denn wenn man Judenhass auf Muslime projizieren kann, scheint dieser noch mehr als bei Neonazis, ein Phänomen zu sein, das der Mehrheitsgesellschaft vermeintlich äußerlich ist.

<http://www.spiegel.de/panorama/justiz/duesseldorf-v-mann-arbeitete-fuer-mutmasslichen-wehrhahn-attentaeter-a-1133999.html> (5. November 2017).

2. Die Mehrheitsgesellschaft setzt Antisemitismus mit seiner schlimmsten Ausprägung, der nationalsozialistischen Vernichtungsideologie und -politik, gleich

Eine der üblichen Reaktionen, wenn eine Aussage oder Handlung als judenfeindlich kritisiert wird, lautet: Ich bin doch kein Nazi! oder: Das sei der schlimmste Vorwurf, den man machen könne! Dass Judenfeindschaft mit dem nationalsozialistischen Vernichtungsantisemitismus in eins gesetzt wird, zieht es nach sich, dass die mediale Öffentlichkeit mit allen anderen Formen der Judenfeindschaft überfordert ist. So gehörte zu jeder öffentlichen Debatte über Judenfeindschaft in den vergangenen 20 Jahren die Grundfrage, was Antisemitismus denn eigentlich sei. (Vgl. Aly, *Die Zeit* 24, 2002; Augstein & Graumann, *Der Spiegel* 3, 14.1.2013)

3. Die Mehrheitsgesellschaft hält die Auseinandersetzung mit dem historischen Nationalsozialismus für das probate Mittel gegen Judenfeindschaft

Von diesem Irrtum handelt mein Beitrag über den sogenannten sekundären oder Schuldabwehr-Antisemitismus. (Vgl. Kistenmacher 2017) Menschen, bei denen eine Voreingenommenheit gegen Jüdinnen und Juden vor allem durch Schuldabwehr motiviert ist, leugnen die Verbrechen der NSDAP gar nicht. Im Gegenteil, sie meinen, aus der deutschen Geschichte gelernt zu haben, wollen aber unbewusst ihre Schuldgefühle

relativieren und finden, scheinbar zufällig, heute im jüdischen Staat einen neuen Nationalsozialismus. (Vgl. Schwarz-Friesel & Reinharz 2012) Da sie außerdem finden, dass sie bereits aus der Geschichte gelernt hätten, müsse langsam mal Schluss sein.

Neben der von Theodor W. Adorno analysierten unbewussten Schuldabwehr gibt es im 21. Jahrhundert eine offen formulierte Abwehr der Erinnerung. In diesem Jahr sorgte Björn Höcke mit einer Rede in Dresden für Aufsehen, in der er das Holocaust-Mahnmal in Berlin als „Denkmal der Schande“ bezeichnet hat. Jan Lohl analysiert diese Rede in seinem Beitrag für *Fragiler Konsens. Antisemitismuskritische Bildung in der Migrationsgesellschaft*. (Lohl 2017) Höckes Formulierung war allerdings nicht originell. 1998 kommentierte Rudolf Augstein im Spiegel:

„Nun soll in der Mitte der wiedergewonnenen Hauptstadt Berlin ein Mahnmal an unsere fortwährende Schande erinnern. Anderen Nationen wäre ein solcher Umgang mit ihrer Vergangenheit fremd. Man ahnt, daß dieses Schandmal gegen die Hauptstadt und das in Berlin sich neu formierende Deutschland gerichtet ist.“ (Augstein, Der Spiegel 49/1998)

Augstein hatte sich seinerzeit für den Schriftsteller Martin Walser eingesetzt, der bei seiner Dankesrede für den Friedenspreis des deutschen Buchhandels 1998 in der Frankfurter Paulskirche das Holocaust-Mahnmal als „Monumentalisierung der Schande“ bezeichnet hatte. (Vgl. Lohl 2017:

289f.) Außerdem warnte Augstein im gleichen Kommentar: „Man würde untauglichen Boden mit Antisemitismus düngen, wenn den Deutschen ein steinernes Brandmal aufgezwungen wird. [...] Man kann uns nicht von außen diktieren, wie wir unsere neue Hauptstadt in Erinnerung an die Vergangenheit gestalten.“ (Augstein, Der Spiegel 49/1998) Das ist ein typisches Argument des Schuldabwehr-Antisemitismus. Weil die Deutschen an ihre Geschichte erinnert werden, würden sie mit Judenfeindschaft reagieren.

4. Die Mehrheitsgesellschaft hält Jüdinnen und Juden für eine Gruppe für sich

In ihrer Studie über die pädagogische Arbeit gegen Antisemitismus stellen Barbara Schäuble und Albert Scherr fest, dass eine „generelle“ Feindseligkeit gegen Jüdinnen und Juden bei den von ihnen befragten Jugendlichen „nur in Ausnahmefällen vorzufinden“ seien. „Was dagegen durchaus verbreitet ist, ist eine Differenzannahme ohne offenkundige Feindseligkeit im Sinne der Vorstellung, Juden seien eine irgendwie besondere Gruppe, die sich von ‚uns‘ unterscheidet.“ (Schäuble & Scherr 2007: 10)

Es ist schwer, diese Vorstellungen bei Erwachsenen abzufragen, denn sie sind in Deutschland tabuisiert. Doch manchmal bricht es aus einem heraus. Der Verfasser des größten Sachbuchbestsellers der vergangenen Jahre, Thilo Sarrazin, sagte 2010 gegenüber der Tageszeitung *Die Welt*: „Alle Juden teilen ein bestimmtes Gen, Basken

haben bestimmte Gene, die sie von anderen unterscheiden.“ (Die Welt, 29. August 2010) In seinem Buch zitierte er Wissenschaftler, die angeblich bewiesen hätten, dass Intelligenz zum Teil erblich sei; zudem habe die frühe Intelligenzforschung herausgefunden, dass Jüdinnen und Juden europäischer Herkunft einen um 15 Punkte höheren Intelligenzquotienten hätten als Mitglieder anderer europäischer Völker. Sarrazin begründete dies mit dem „außerordentlichen Selektionsdruck“, dem sich die Juden im christlichen Abendland ausgesetzt sahen. (Hamburger Abendblatt, 31.08.10)

5. Die Mehrheitsgesellschaft hält Judenfeindschaft im Zusammenhang mit »Israel-Kritik« für kein gravierendes Problem

2003 ergab eine Umfrage, dass in Europa rund 60 Prozent der Befragten – also die überwiegende Mehrheit – Israel für den Staat halten, von dem die „größte[n] Gefahren für den Weltfrieden“ ausgehen. (Die Welt, 4.11.2013) Neun Jahre später tat Günter Grass in einem Gedicht, das in mehreren europäischen Tageszeitungen erschien, so, als müsste er seinen ganzen Mut zusammennehmen, um das Gleiche niederzuschreiben. Außerdem suggerierte er in seinem Gedicht „Was gesagt werden muss“, es gäbe mächtige Kreise in der deutschen Gesellschaft, die jeden mundtot machten, der eine negative Aussage über Israel mache. Das waren mehr oder minder bewusste Anspielungen an bekannte antisemitische Bilder.

Der greifbare Beleg für Schuldabwehr-Antisemitismus in Grass' Gedicht war die Horrorphantasie, Israel würde mit einem „Erstschlag“ das „iranische Volk auslöschen“. (Grass, Süddeutsche Zeitung 80, 4.4.2012) Wenn das wirklich passierte, hätte der jüdische Staat einen Genozid begangen, und damit bliebe die Shoah wohl nach wie vor singular, aber Israel hätte ein Verbrechen verübt, das sich zumindest mit der Shoah vergleichen ließe – auch wenn sie nicht gleich wären. Dieser Wunsch nach Relativierung gehört zu den Kernmerkmalen des Schuldabwehr-Antisemitismus.

Quellen

Aly, Götz: Was ist Antisemitismus?, in: Die Zeit 24, 2002.

Augstein, Rudolf: „Wir sind alle verletzbar“, Der Spiegel 49/1998.

Brumlik, Micha: Debatte: Bundestags-Einzug der AfD. Die Erben des Rassismus, taz, 25. September 2017, <https://www.taz.de/!5447739/> (15. Oktober 2017).

Grass, Günter: Was gesagt werden muss, Süddeutsche Zeitung 80, 4. April 2012.

Neumann, Conny / Röbel, Sven / Stark, Holger: Völlig neue Dimension, in: Der Spiegel 38, 15. September 2003.

Was ist Antisemitismus? Streitgespräch zwischen Jakob Augstein und Dieter Graumann, in: Der Spiegel 3, 14. Januar 2013.

„Ich bin kein Rassist“, Die Welt, 29. August 2010, https://www.welt.de/welt_print/politik/article9263576/Ich-bin-kein-Rassist.html (5. November 2017).

Was Thilo Sarrazin gesagt und geschrieben hat, Hamburger Abendblatt, 31.08.10 <https://www.abendblatt.de/politik/deutschland/article107845023/Was-Thilo-Sarrazin-gesagt-und-geschrieben-hat.html> (5. November 2017).

Laut Umfrage sehen EU-Bürger in Israel die größte Gefahr für den Weltfrieden, Die Welt, 4. November 2013, <https://www.welt.de/print-welt/article270732/Laut-Umfrage-sehen-EU-Buerger-in-Israel-die-groess-te-Gefahr-fuer-den-Weltfrieden.html> (9. November 2017).

Literatur

Jaecker, Tobias (2004): Antisemitische Verschwörungstheorien nach dem 11. September. Neue Varianten eines alten Deutungsmusters, Münster.

Kistenmacher, Olaf (2017): Schuldabwehr-Antisemitismus als Herausforderung für die Pädagogik gegen Judenfeindschaft, in: Astrid Messerschmidt & Meron Mendel (Hg.): Fragiler Konsens. Antisemitismuskritische Bildung in der Migrationsgesellschaft. Frankfurt am Main/New York, S. 189–209.

Lohl, Jan (2017): „Ein total besiehtes Volk“. Tiefenhermeneutische Überlegungen zum Komplex „Geschichte, völkischer Nationalismus und Antisemitismus“ im Rechtspopulismus, in: Mendel & Messerschmidt: Fragiler Konsens, S. 281–304.

Schäuble, Barbara & Scherr, Albert (2007): »Ich habe nichts gegen Juden, aber...« Ausgangsbedingungen und Perspektiven gesellschaftspolitischer Bildungsarbeit gegen An-

tisemitismus. Berlin.

Schwarz-Friesel, Monika & Reinharz, Jehuda (2012): Die Sprache der Judenfeindschaft im 21. Jahrhundert. Berlin/Boston.

Über den Autor:

Dr. Olaf Kistenmacher hat Philosophie, Geschichtswissenschaft und Psychologie studiert. Er hat zum Thema Arbeit und „jüdisches Kapital“. Antisemitische Aussagen in der Tageszeitung der KPD, „Die Rote Fahne“, während der Weimarer Republik, 1918 bis 1933 promoviert. Olaf Kistenmacher arbeitet freiberuflich als Journalist und Bildungsreferent.

Antisemitismus im Rechtspopulismus

Von Sebastian Winter

Antisemitische Äußerungen von AfD-, Pegida- oder IB-Protagonist_innen zu finden, ist keine besondere Schwierigkeit.¹ Oftmals werden sie in der kritischen Öffentlichkeit benutzt, um insbesondere der AfD nachzuweisen, dass sie dem nationalsozialistischen Ungeist verhaftet bleibe. Die Partei selbst wiederum bemüht sich – wenig entschlossen – diese Äußerungen als Einzelfälle darzustellen und manchmal auch zu sanktionieren (vgl. z.B. Soldt 2018). In diesem Aufsatz soll es darum gehen, das hinter diesen ‚Einzelfällen‘ liegende Muster zu beschreiben und zu untersuchen, wie dieses mit den breiteren, politische Lager überlappenden, Diskursen über die nationalsozialistische Vergangenheit Deutschlands zusammenhängt. Es wird die These entwickelt, dass die Tabuisierung, auf welcher die Kommunikationslatenz des Antisemitismus (Bergmann & Erb 1986) als Bestandteil der kulturellen Atmosphäre der Bundesrepublik jahrzehntelang beruhte und die das *offene* Wiederanknüpfen an die völkisch-antisemitische

¹ Dieser Text ist in Teilen eine umgearbeitete und aktualisierte Version des Aufsatzes „Ehre und Schande Deutschlands. Zum Umgang der AfD mit der nationalsozialistischen Vergangenheit“ (Winter 2017). Einige Formulierungen stammen auch aus dem demnächst erscheinenden Buch „Ich kann mich sehr gut erinnern, es ist schrecklich!“ Das KZ Hannover-Limmer der Continental AG in den Berichten ehemaliger Häftlinge“ (Winter 2018).

Ideologie des Nationalsozialismus im politischen Raum verhinderte, mittlerweile an Kraft verliert und dass dies durch die *Art* der ‚Vergangenheitsaufarbeitung‘ mitverursacht ist.

Pro-israelische und antisemitische Haltungen in der extremen Rechten

Die aktuelle extreme Rechte in Deutschland besteht keineswegs nur aus ‚Ewiggestrigen‘, die dafür kämpfen, den Nationalsozialismus wiederaufleben zu lassen. Die vergangenheitspolitischen Diskurse sind nicht spurlos an ihr vorbeigegangen. Ellen Kositzka, wichtige Publizistin der Neuen Rechten, nennt Sophie Scholl ihr „Herzensvorbild“ (Kositzka 2017), auf Pegida-Kundgebungen ist die als Symbol des deutschen Widerstands vom 20. Juli 1944 bekannte ‚Wirmer-Flagge‘ sehr beliebt, vereinzelt wehen dort auch Israel-Fahnen und Frauke Petry, damals noch Bundessprecherin der AfD, sah im Sommer 2017 in einem Interview mit der *Jüdischen Rundschau* ihre Partei fest an der Seite des jüdischen Staates: „Ich glaube persönlich [...], dass ein gutes Verhältnis zu Israel für Deutschland essentiell ist und das nicht nur aus Verantwortung für die Geschichte, sondern generell, weil Israel einer der wenigen Staaten außerhalb Europas ist, der eine demokratische Gesellschaftsordnung hat. [...] Deutschland müsste sich deutlicher gegen einen Boykott positionieren. [...] Ich denke [...], wenn man das Existenzrecht Israels bejaht, was wir als AfD tun, und Israel schützen will, kommt man nicht umhin, die Selbstverteidigung Israels gegenüber den ‚Palästinensern‘ und terroristischen Angrif-

fen zu verteidigen.“ (Petry 2016)

Im Streit um den Ausschluss der AfD aus dem Rat der *Stiftung niedersächsische Gedenkstätten* gerieren sich die Parteivertreter_innen als seriös und verantwortungsbewusst der deutschen Geschichte gegenüber – „die Begründung, man wolle keine Holocaustleugner im Rat sitzen habe, ziehe nicht: ‚Wo sitzen hier Holocaust-Leugner?‘“ (AfD-Geschäftsführer Klaus Wiechmann, zit. nach HAZ 16.03.2018)

Doch nach Petrys Entmachtung und ihrem Austritt aus der AfD im September 2017 befindet sich der sogenannte völkische Flügel um den Thüringer AfD-Fraktionsvorsitzenden Björn Höcke auf der Siegerspur. Der ehemalige Geschichtslehrer Höcke redet nicht mehr von „Verantwortung für die Geschichte“, sondern polemisiert gegen das Berliner Denkmal für die ermordeten Jüdinnen und Juden Europas als „Denkmal der Schande“, provoziert medienwirksam seinen Rauswurf aus der Gedenkstätte Buchenwald (Thüringer Allgemeine 2017) und sieht die verurteilte Holocaustleugnerin Ursula Haverbeck-Wetzels als Opfer einer „Meinungsdelikte“ verfolgenden Justiz (Höcke 2016). Eine Gruppe innerhalb der Partei um den ehemaligen Maoisten und jetzigen AfDler Wolfgang Gedeon, dessen offen amerika- und israelfeindliche Broschüre „Grundlagen einer neuen Politik“ Höcke auf Facebook nachdrücklich begrüßt und zur Lektüre empfohlen hat (Höcke 2015a), versucht, die AfD – ganz im Gegensatz zu Petrys Bekenntnis – mit der Warnung „Wird die AfD eine zionistische Partei?“ (Gedeon

2017) zu einer Unterstützungserklärung der Israel-Boykott-Kampagne ‚BDS‘ zu bringen (AfD 2017: 131).

Was verbindet diese beiden, scheinbar entgegengesetzten Lager, die sich immerhin in derselben Partei finden? Ein Erklärungsversuch besagt, dass die Pro-Israel-Haltung in der AfD eigentlich einer muslim_innenfeindlichen Haltung entstammt, in welcher man sich mit dem vom islamistischen Terror bedrohten jüdischen Staat einig wähnt. Die unterschiedlichen Positionen entsprächen demnach nur verschiedenen Gewichtungen von jüden_jüdinnen- und muslim_innenfeindlichen Ressentiments. Das Problem bei dieser Erklärung ist allerdings das Absehen von der unterschiedlichen ideologischen Struktur der rassistischen Muslim_innenfeindschaft und des gegen halluzinierte ‚Herren der Welt‘ gerichteten Antisemitismus. Beide Formen des Hasses sind Teil eines identitätsstiftenden „Syndroms gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit“ (Heitmeyer 2012), aber erfüllen innerhalb dieses Syndroms unterschiedliche Funktionen.

Wolfram Stender hat bereits vor mehreren Jahren anhand der Analyse von Interviews mit Lehrer_innen einen anderen Erklärungsvorschlag zum Verhältnis von Muslim_innenfeindschaft und Antisemitismus gemacht: Die Muslim_innenfeindschaft, die ‚den Muslimen‘ Antisemitismus (und Sexismus, Homophobie etc.) vorwirft, ist demnach Ergebnis einer schuldabwehrenden Projektion der eigenen, als ‚schändlich‘ empfundenen nationalen Vergangenheit (vgl. Follert & Stender 2010; Lohl 2017).

Es entsteht das entlastende Gefühl, an ‚den Muslimen‘ jetzt ‚die Nazis‘ zu bekämpfen. Der Clou ist, dass nach der moralischen, ‚antifaschistischen‘ Reinwaschung dann im zweiten Schritt eine (vor sich selbst und anderen) unverdächtige Wiederaneignung des zuvor projektiv Erledigten möglich wird – zunächst rassistisch muslim_innenfeindlich, später aber auch selbst antisemitisch. Höcke und Petry haben dies in verteilten Rollen vorgeführt. Die Annahme, antisemitismuskritische und proisraelische Verlautbarungen der AfD sowie deren Versuch jüdische Fürsprecher_innen zu finden, seien bloß taktische Maßnahmen, für „eine moralische Immunisierung der eigenen Politik gegen Kritik“, mittels derer man sich auch „der NS-Vergangenheit entledigen könne“ (Grimm & Kahmann 2017: 54), trifft die diskursive Oberfläche dieser Dynamik, berücksichtigt aber zu wenig deren affektiven Gehalt. Im dritten Schritt können sich dann Bündnisse zwischen Rechtsextremist_innen und Islamist_innen bilden, zentriert um den gemeinsamen Feind: die westlich-liberale Zersetzung von Ordnung und Identität (vgl. Culina & Fedders 2016: 79ff.; Grigat 2017: 19; Salzborn 2017: 87ff.; Weiss 2017: 221ff.).

Schuldabwehr, Schuldanerkennung und der deutsche Stolz

Der Dreischritt von muslim_innenfeindlicher Projektion der deutschen Vergangenheit, entlasteter und unerkannter Anknüpfung an diese und Sympathieentwicklung für Islamist_innen ist keine Erfindung der extremen Rechten, sondern eine Variante

dessen, was Ilka Quindeau als aktuell weit verbreiteten ‚Schuldanerkenntnisantemitismus‘ beschreibt (Quindeau 1997: 163): Jahrzehntlang hatte demnach zunächst ein mehr oder weniger unterschwelliger ‚Schuldabwehrantemitismus‘ die hegemonale Mentalität in der Bundesrepublik geprägt, der – häufig mittels Täter-Opfer-Umkehrungen und der Projektion der eigenen Vergangenheit auf Jüdinnen_Juden bzw. Israel – den nationalsozialistischen Verbrechen zu entkommen und zugleich (unerkannt) am Antisemitismus festzuhalten versuchte. Jüdinnen_Juden erschienen dann als die neuen Nazis (vgl. Salzborn 2014: 123ff.): Das ließ sich links und rechts, positiv und negativ wertend bewerkstelligen: Ende der 1960er Jahre schwärmte die Springer-Presse vom ‚Wüstenfuchs...‘, nicht Rommel, sondern ‚...Dajan‘, dem israelischen General. Und in den Neuen Sozialen Bewegungen wurde sich gleichzeitig über die angeblichen ‚Nazimethoden‘ des israelischen Militärs empört.

Aus den Ausläufern des letzteren Milieus in Kirchen, Gewerkschaften und im Umfeld der jungen Grünen bildeten sich in den 1980ern die Geschichtswerkstätten, die als Graswurzelbewegung vor Ort die „vergessenen Konzentrationslager“ (Garbe 1983) aufspürten, die Nazivergangenheit von lokalen Honoratioren recherchierten und mit dem Finger auf untergründige Kontinuitäten wiesen (vgl. Schwarzer 2015). Allmählich, überraschend und oft stockend wurden Elemente dieser Haltung vom Störfaktor nationaler Identität zu einem Teil dieser und der

Schuldabwehrantisemitismus entwickelte sich weiter zum Schuldanerkenntnisantisemitismus. Richtungweisend hierfür war die viel gerühmte Rede von Bundespräsident Richard von Weizsäcker am 8. Mai 1985, in welcher er den Untergang des Nationalsozialismus als „Befreiung“ fasst und sich zu der „schweren Erbschaft“ auf den Schultern der Deutschen bekennt. In dieser Rede gab der ehemalige Hauptmann der Wehrmacht die Losung aus: „Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung“. Er münzte die chassidische Lehre auf das deutsche Volk, dessen 40-jährigen Leidensweg nach 1945 er mit den Entbehrenungen der Jüdinnen und Juden nach ihrem Auszug aus Ägypten und auf der Wanderung durch die Wüste verglich. Neben dieser neuen Variante der Täter-Opferumkehr bleibt die demonstrierte Schuldanerkennung oberflächlich: Schuld an den Verbrechen und vor allem an der daraus folgenden Last auf deutschen Schultern habe eigentlich jemand anderes – Kernstück von Weizäckers Rede ist die Beschreibung, wie Hitler Deutschland geschändet habe: „Während dieses Krieges hat das nationalsozialistische Regime viele Völker gequält und geschändet. Am Ende blieb nur noch ein Volk übrig, um gequält, geknechtet und geschändet zu werden: das eigene, das deutsche Volk. Immer wieder hat Hitler ausgesprochen: wenn das deutsche Volk schon nicht fähig sei, in diesem Krieg zu siegen, dann möge es eben untergehen.“ (Weizsäcker 1985)

Im Zentrum von Weizäckers Rede steht letztlich nicht die Schuld, die nur eine in-

dividuelle sein kann, sondern die nationale Schande, die durch das Bekenntnis zu ihr überwunden werden soll. Dieser Weg war erfolgreich. Bundeskanzler Gerhard Schröder, der sich ein Foto seines Vaters in Wehrmachtsuniform mit Hakenkreuz am Stahlhelm auf den Schreibtisch im Kanzleramt stellte, führte in seiner Regierungserklärung 13 Jahre nach Weizäckers Rede aus: „Was ich hier formuliere, ist das Selbstbewußtsein einer erwachsenen Nation, die sich niemandem über-, aber auch niemandem unterlegen fühlen muß, die sich der Geschichte und ihrer Verantwortung stellt, aber bei aller Bereitschaft, sich damit auseinanderzusetzen, doch nach vorne blickt. [...] Kein anderes Datum symbolisiert Stolz und Schmerz, Freude und Schande in der Geschichte unserer Nation so sehr wie dieser 9. November.“ (zit. nach Bundestag 1998: 17)

Aus der nationalen Schande sei also gelernt worden, nun besonders ehrenwert zu sein: erwachsen, selbstbewusst, friedliebend und ausgeglichen. Cornelia Siebeck erkennt in der Tendenz seit der Weizsäcker-Rede ein „postnationalsozialistisches Erlösungsversprechen“: Zwar wird sich erinnert, der dadurch erzeugte Bruch in der deutschen Identität aber sogleich wieder geschlossen (Siebeck 2015a: 34). Hin und wieder noch nervten ‚Moralapostel‘ mit ihrer ‚Moralkeule Auschwitz‘ (Martin Walser) – doch dem neuen deutschen Selbstbewusstsein konnte dies nicht mehr viel anhaben: ‚Es muss doch mal gut sein, wir haben alles aufgearbeitet und jetzt ist Zeit für was Neues‘. Vorschnelle Vorstöße auch antisemitische Ressenti-

ments wieder offen im politischen Raum zu äußern, wie es bspw. der frühere CDU- und jetzige AfD-Abgeordnete Martin Hohmann 2003 mit seiner Rede zum Tag der deutschen Einheit über das jüdische ‚Tätervolk‘ versuchte, wurden freilich noch abgewehrt (vgl. Hohmann 2003). Die gesundete deutsche Identität zeichnete sich – vordergründig – durch eine neue Unbedarftheit aus. Schamlos konnten 2006 zur Fußball-WM der Männer wieder Deutschlandfahnen geschwungen werden – ein ‚fröhlicher Party-Patriotismus‘. Doch schon damals stellte eine Forschungsgruppe der Universität Bielefeld fest, dass die Verbreitung rassistischer Einstellungen während des ‚Sommermärchens‘ zugenommen habe (Becker et al. 2007), und Dagmar Schediwy untersuchte das neue nationale Wir-Gefühl – „Vorbei sind die Zeiten der Selbst-Zerknirschung, ab sofort ist nationales Selbstbewusstsein angesagt.“ – hinsichtlich der mit ihm einhergehenden konservativen Geschlechterstereotype und den Exklusionen aus der Nation (Schediwy 2008: 79, 94ff.). Viel Aufmerksamkeit fanden diese Studien nicht.

2015 wurde wieder Schwarz-Rot-Gold geschwenkt – diesmal bei den Aufmärschen von Rechtspopulist_innen. Die AfD wehrt, anders als noch die neo-nazistische NPD, die staatstragende ‚Erinnerung ist Erlösung‘-Entwicklung nicht einfach reaktionär ab, sondern dreht sie noch eine Windung weiter: Die gelungene ‚Aufarbeitung‘ erlaube endlich wirklich einen Schlussstrich zu ziehen, sich dann auch wieder dem Rest der deutschen Geschichte zu widmen und die

geschändete Identität endgültig zu heilen. Björn Höcke schmäh die Weizsäcker-Rede, die ihren Dienst getan hat, als „Rede gegen das eigene Volk“, aus der AfD nehmen die Stimmen zu, die sich für ein Zurückfahren der Erinnerungspolitik und der Gedenkstättenarbeit aussprechen, und die aus dem Schuldabwehrantisemitismus bekannte, nie verschwundene (‚linke‘) Verteufelung Israels gewinnt in diesem Kontext ebenso neue Kraft wie antisemitische, größenwahnsinnige Verschwörungstheorien: Letztlich seien die nach Europa migrierenden ‚Muslime‘ auch nur Opfer eines sinisteren (jüdischen) Plans, die Nationalstaaten zu destabilisieren und eine ‚Neue Weltordnung‘ zu errichten (vgl. Culina & Fedders 2016: 56ff., 77ff.): „Ich will keine Verschwörungstheorien nähren, aber an mancher Verschwörungstheorie ist doch ein Kern an Wahrheit zu finden. Und ich habe so die dunkle Vermutung, dass die Flüchtlingsströme, die jetzt in unser Land und nach Europa geleitet werden, dass diese Flüchtlingsströme vielleicht doch als Migrationswaffe eingesetzt werden, um etwas zu erreichen, was die Destabilisierung Europas genannt werden kann, liebe Freunde. Und welche Rolle Frau Merkel dabei spielt, [...] das kann nur vermutet werden. Es gibt aber in meinen Augen eigentlich nur zwei Möglichkeiten. Die erste Möglichkeit ist: Frau Merkel hat ihren Verstand verloren. Und die zweite Möglichkeit ist, das ist so unglaublich wenn es so wäre, aber es ist tatsächlich eine realistische Möglichkeit in meinen Augen: Die zweite Möglichkeit ist, dass sie in einen großen, großen geopoliti-

schen Plan eingeweiht ist und diesen Plan willentlich durchführt.“ (Höcke 2015b)

Mahnmal der Schande

Die erinnerungskulturelle nationale Erlösung und Normalisierung schien Anfang des 21. Jahrhunderts aufgegangen zu sein. KZ-Gedenkstätten sind zu etwas geworden, das nicht mehr peinlich berührt, sondern das im Gegenteil zufrieden und stolz auf das Geleistete vorgezeigt wird. Aus dem peinlichen Schmutzleck der ‚dunklen Zeit‘ ist eine moralisch besonders strahlende Stelle geworden. Aus Mahnsteinen wurden Schlusssteine eines scheinbar stabilen und vorbildlich gelungenen Gedenkkulturgebäudes und das Unheimliche wurde zur, heutigen Mediennutzungsgewohnheiten angepassten, aufbereiteten Geschichte: „Das Grauen erscheint als konsumierbarer Ausstellungsinhalt“ (Garbe 2015: 484), während die Gedenkstätten dabei zugleich und unvermeidlich ihren „gegenwartskritischen und widerspenstigen Charakter“ verloren und von einer bürgerschaftlich-politischen Intervention zu einer Angelegenheit von Expert_innen und Orten nationaler Selbstvergewisserung wurden (Siebeck 2015b). Den Höhepunkt dieser Entwicklung, das Stelenfeld in Berlin, nannte Schröder einen „Ort, wo man gerne hingeh“t. Und der in der Gedenkstättenarbeit engagierte Historiker Eberhard Jäckel ließ sich dazu hinreißen, seiner Begeisterung mit den Worten Ausdruck zu verleihen: „In anderen Ländern beneiden manche die Deutschen um dieses Denkmal. Wir können wieder aufrecht gehen, weil wir aufrichtig waren. Das ist der Sinn des Denkmals und

das feiern wir“ (zit. nach Breuer 2015: 46).

Als Höcke das Berliner Stelenfeld 12 Jahre nach seiner Einweihung ein „Mahnmal der Schande“ nannte, schlug ihm in der demokratischen Öffentlichkeit eine erregte parteiübergreifende Empörung entgegen. Die Demonstration der gelungenen ‚Aufarbeitung‘ sei alles andere als eine nationale Schande, im Gegenteil: „Das Holocaust-Mahnmal ist eine Ehre für Deutschland, weil hier allen Leugnern des Holocaust die Wucht der historischen Fakten entgegengehalten wird - eine Voraussetzung dafür, dass auch die guten Seiten der deutschen Geschichte zu ihrem Recht kommen können. Nein, das Holocaust-Mahnmal ist keine Schande für Deutschland, wohl aber ist Björn Höcke eine Schande für dieses Land, für die deutsche Politik und für die AfD.“ (Passauer Neue Presse, 19.01.2017, zit. nach Focus Online 2017)

Sowohl die Rede Höckes als auch diese Erwiderungen drehten sich um die Schande Deutschlands. Dessen Ehre zu bewahren oder wiederherzustellen, um auch die ‚guten Seiten‘ zu ihrem Recht kommen lassen zu können, ist über die Parteigrenzen hinweg Konsens. Sind aber die Gedenkstätten eine Schande oder eine Ehre für Deutschland? Der Nationalsozialismus habe Schande über Deutschland gebracht, diese Schande offenzulegen, zu sühnen und anzuerkennen gereiche Deutschland aber wieder zur Ehre, so dass man dann auch wieder an seine ‚guten Seiten‘ erinnern könne: Die Differenz zwischen den AfD-Äußerungen und denen in der demokratischen Öffentlichkeit liegt

lediglich darin, ob die AfD mit dem schändlichen Nationalsozialismus assoziiert wird oder nicht.

Völkisches Gemüt

Im Nationalsozialismus hatte die völkische Stimmung ihren euphorischen Höhepunkt gefunden und war gesellschaftlich normal und selbstverständlich gewesen: Eherne identitätsstiftende Ordnungen, in denen jede_r seinen_ihren Platz als Teil des großen Ganzen fand, kitschige Idyllen und vorwärtsstürmende, kämpfende Bewegung, pathetisch zelebriertes Heil und die große mörderische Reinigung von allem Bösen und Zersetzenden – „kollektiven Narzißmus“ hat Theodor W. Adorno diese Atmosphäre der unterwürfigen Auflösung der Einzelnen im Volk, was als heroische Selbstverwertung und authentisches Leben erlebt wird, genannt (Adorno 1959: 563). Die Ehre der Volksgemeinschaft stand weit über der Bedeutung ihrer einzelnen Zellen, die ihm bloß keine Schande machen durften: ‚Meine Ehre heißt Treue‘. Nach der vernichtenden Niederlage der Wehrmacht hätte diese Haltung als imaginäre erkannt, zusammenbrechen und Zerknirschtheit, Schuldgefühlen und Depressionen Platz machen müssen. Dies geschah nicht. Stattdessen verbreitete sich nach einer kurzen Phase der akuten Vergeltungsangst (‚Die werden uns antun, was wir ihnen angetan haben‘) und einer Suizid- und Kindermordwelle (‚Wenn wir den Endkampf verlieren, ist die Welt nicht mehr lebenswert‘) eine Atmosphäre der Entwirklichung des Vergangenen: Niemand war dabei gewesen, manisch wurde der

Wiederaufbau betrieben (vgl. Mitscherlich & Mitscherlich, 1967). Adorno hat dies genau beobachtet, und über den Mangel an Selbstzweifeln und Reue geschrieben, dies lasse „nur eine Folgerung offen: daß insgeheim, unbewußt schwelend und darum besonders mächtig, jene Identifikationen und der kollektive Narzißmus gar nicht zerstört wurden, sondern fortbestehen. Die Niederlage hat man innerlich so wenig ganz ratifiziert wie nach 1918. [...] Sozialpsychologisch wäre daran die Erwartung anzuschließen, daß der beschädigte kollektive Narzißmus darauf lauert, repariert zu werden“ (Adorno 1959: 564)

Der im Nationalsozialismus erlebte kollektive Narzissmus, dessen vollständige Desavouierung nie ganz anerkannt wurde, lebt in den deutschen Mentalitäten versteckt weiter und harrt seiner Wiederkunft. Er wurde, wie Markus Brunner schreibt, „kryptisiert“ (Brunner 2011), also innerpsychisch abgespalten und so bewahrt: Der ‚innere Reichsparteitag‘. Die Bewusstwerdung der kollektiven Kränkung wurde abgewehrt: Nicht gegen die alliierten Armeen hatte man trotz aller Anstrengung schmachvoll versagt, sondern Hitler hat Deutschland verraten und geschändet und niemand war begeistert dabei gewesen – das Volk als ein von ihm besudeltes Opfer. Während die kollektiv narzisstische Gestimmtheit so unterschwellig und gedämpft aufrechterhalten werden konnte, demokratisierten sich die öffentlichen Institutionen und Diskurse teilweise und beruhten dabei immer auf dem Tabu, das Kryptisierte zu berühren oder gar auszusprechen.

Jan Lohl hat detailliert beschrieben, wie es unbenannt als „Phantom“ an die Nachkommen weitergegeben wurde und wird – unklare, unheimliche, verbotene Lücken in der Familiengeschichte, die dunkle Ahnung, dass da etwas war und ist, das nicht angerührt werden darf. Ein „narzisstisches Berührungstabu“ umgibt diese „Gefühlserbschaft“ – ein Faszinosum von Schrecken, Scham und grenzenüberschreitender Verheißung (Lohl 2010: 150ff., 193ff.).

Kinder, Enkel_innen und Urenkel_innen haben in den folgenden Jahrzehnten immer wieder versucht, die Phantome zu übersetzen und etwas Eigenes daraus zu machen. Und nicht nur die leiblichen Nachkommen von Nazis: Jede_r in der heutigen Migrationsgesellschaft ist dazu gezwungen, die_sich deutsch fühlen und dazu gehören will. Die Krypta ist in die Symbole der Nation eingegangen. Vor wenigen Jahren schienen die dunklen Ecken mit den Leichen im Keller dann allerdings endlich ausgeleuchtet, die Nazi-Phantome ausgetrieben und die Besudelung abgewaschen – ‚Erlösung durch Erinnerung‘. Das Tabuisierte jedoch fand neue, überraschende Wege: Das demonstrative Selbstbekenntnis, verbunden mit dem Bild der moralisch geläuterten Nation, trug bei zur „Restitution des beschädigten kollektiven Narzissmus. Schuldbekenntnis und Erlösungserwartung gehen Hand in Hand.“ (Stender 2015: 8)

Die Hoffnung, einen gezähmten, „inklusive Patriotismus“, der nicht mehr völkisch, sondern republikanisch und multiethnisch orientiert wäre, gegen den „Nationalismus der

Rechten“ mobilisieren zu können (Mounk 2018), ist trügerisch: In Deutschland hat eben dieser ‚weltoffene Patriotismus‘ als erster Anlauf die kryptisierte Erinnerung an das Völkische geweckt und wird nun die Geister, die er rief, nicht wieder los. Das Erinnern an die Exzesse des völkischen Nationalgefühls hat dessen Erneuerung erlaubt. Die „Gelassenheit im Umgang mit der NS-Geschichte“, wie sie Mitte der 1980er Jahre Rechtskonservative noch vergeblich gegen Weizsäckers Vorstoß gefordert hatten (vgl. Perels 1995), greift nun wirklich Raum und der hemmende ‚Schuldskult‘ wird für beendet erklärt.

Quellen:

AfD (2017). Vorläufiges Antragsbuch zum 8. Bundesparteitag in Hannover. https://www.afd.de/wp-content/uploads/sites/111/2017/12/Vorl%C3%A4ufiges_Antragsbuch_01122017_v1.pdf (14.03.2018).

Bundestag (1998): Plenarprotokoll, Bonn, Dienstag, den 10. November 1998, <http://dip21.bundestag.de/dip21/btp/14/14003.pdf> (06.07.2017).

Gedeon, Wolfgang (2017): Wird die AfD eine zionistische Partei? <http://www.wolfganggedeon.de/2017/01/afd-eine-zionistische-partei/> (16.03.2018).

Focus Online (2017): So kommentiert Deutschland: Höcke-Rede. „Björn Höcke ist eine Schande für dieses Land, die deutsche Politik und die AfD“. https://www.focus.de/politik/deutschland/so-kommentiert-deutschland-hoecke-rede-bjoern-hoecke-ist-eine-schande-fuer-dieses-land-die-deutsche-politik-und-die-afd_id_6516637.html (17.03.2018).

Höcke, Björn (2015a): Lektüreempfehlung: „Grundlagen einer neuen Politik – Über Nationalismus, Geopolitik, Identität und die Gefahr einer Notstandsdiktatur“ von Dr. Wolfgang Gedeon. <https://web.facebook.com/Bjoern.Hoecke.AfD/photos>

[/a.1424703574437591.1073741828.1424631334444815/1639745522933394/?_rdc=1&_rdr](https://www.facebook.com/Bjoern.Hoecke.AfD/photos/a.1424703574437591.1073741828.1424631334444815/1639745522933394/?_rdc=1&_rdr) (16.03.2018).

Höcke, Björn (2015b): Rede in Gera am 30.10.2015. https://www.youtube.com/watch?v=HjWo8Bmy2_k (19.03.2018).

Höcke, Björn (2016): Rede in Gera am 18.10.2016. https://www.youtube.com/watch?v=jkn3Ugy8D_k (16.03.2018).

Hohmann, Martin (2003). Der Wortlaut der Rede von MdB Martin Hohmann zum Nationalfeiertag. heise-online (31.10.2003). <https://www.heise.de/tp/features/Der-Wortlaut-der-Rede-von-MdB-Martin-Hohmann-zum-Nationalfeiertag-3431873.html> (22.05.2018)

Kositza, Ellen (2017): „Gleichheit ist langweilig“. Interview mit Ellen Kositza. Der Freitag, <https://www.freitag.de/autoren/michael-angele/die-rechte-in-der-richte>

(16.03.2018).

Petry, Frauke (2016): Frauke Petry zu ihrem Besuch in Israel. Interview mit Frauke Petry. Jüdische Rundschau. <http://juedischerundschau.de/interviewreihe-parteien-vor-der-bundestagswahl-teil-2-frauke-petry-zu-ihrem-besuch-in-israel%E2%80%A8eingespraech-der-juedischen-rundschau-mit-der-afd-parteevorsitzenden-135910819/> (16.03.2018).

Weizsäcker, Richard v. (1985). Rede zur Gedenkveranstaltung im Plenarsaal des Deutschen Bundestages zum 40. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges in Europa, http://www.bundespraesident.de/Shared-Docs/Reden/DE/Richard-von-Weizsaecker/Reden/1985/05/19850508_Rede.html (06.07.2017).

Literatur:

Adorno, Theodor W. (1959). Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit. Gesammelte Schriften, Bd. 10.2, S. 555–572.

Becker, Julia, Wagner, Ulrich & Christ, Oliver (2007). Nationalismus und Patriotismus als Ursache von Fremdenfeindlichkeit. In Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), Deutsche Zustände. Folge 5 (S. 131–149). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bergmann, Werner & Erb, Rainer (1986): Kommunikationslatenz, Moral und öffentliche Meinung. Theoretische Überlegungen zum Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 38(3), S. 209–222.

Breuer, Lars (2015). Kommunikative Erinnerung in Deutschland und Polen. Täter- und Opferbilder in Gesprächen über den Zweiten Weltkrieg. Wiesbaden: Springer VS.

Brunner, Markus (2011): Die Kryptisierung des Nationalsozialismus. Wie die Volksgemeinschaft ihre Niederlage überlebte. In Ders. et al. (Hrsg.): Volksgemeinschaft, Täterschaft und Antisemitismus. Beiträge zur psychoanalytischen Sozialpsychologie des Nationalsozialismus und seiner Nachwirkungen (S. 169-194). Gießen (Psychosozial).

Culina, Kevin & Fedders, Jonas (2016): Im Feindbild vereint: Zur Relevanz des Antisemitismus in der Querfront-Zeitschrift Compact. Münster: edition assemblage.

Diehl, Jörg (2017): Verhafteter Islamist war früher Neonazi. Spiegel Online. <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/north-heim-verhafteter-islamist-war-zuvor-neonazi-a-1136226.html> (17.03.2018).

Follert, Guido & Stender, Wolfram (2010). „das kommt jetzt wirklich nur aus der muslimischen Welt“. Antisemitismus bei Schülern in der Wahrnehmung von Lehrern und Schulsozialarbeitern – Zwischenergebnisse aus einem Forschungsprojekt. In Guido Follert, Mihri Özdoğan & Wolfram Stender (Hrsg.), Konstellationen des Antisemitismus. Antisemitismusforschung und sozialpädagogische Praxis (S. 199–224). Wiesbaden: Springer VS.

Garbe, Detlef (Hrsg.) (1983): Die vergessenen KZs? Gedenkstätten für die Opfer des NS-Terrors in der Bundesrepublik. Bornheim-Merten: Lamuv.

Garbe, Detlef (2015). Neuengamme im System der Konzentrationslager. Studien zur Ereignis- und Rezeptionsgeschichte. Berlin: Metropol.

Grigat, Stephan (2017). Von Österreich lernen. Die FPÖ als Vorbild der AfD und Antisemitismuskritik in Zeiten islamistischer Mobilmachung. In Ders. (Hrsg.), AfD & FPÖ. Antisemitismus, völkischer Nationalismus und Geschlechterbilder (S. 9–28). Baden-Baden: Nomos.

Grimm, Marc & Kahmann, Bodo (2017). AfD und Judenbild. Eine Partei im Spannungsfeld von Antisemitismus, Schuldabwehr und instrumenteller Israelsolidarität. In Stephan Grigat (Hrsg.), AfD & FPÖ. Antisemitismus, völkischer Nationalismus und Geschlechterbilder (S. 41–60). Baden-Baden: Nomos.

Hannoversche Allgemeine Zeitung (HAZ) (2018): AfD will gegen Ausgrenzung klagen. HAZ, 16.03.2018, 7.

Heitmeyer, Wilhelm (2012) Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit (GMF) in einem entsicherten Jahrzehnt. In: Ders. (Hrsg.) Deutsche Zustände. Folge 10 (S. 15-41). Suhrkamp, Berlin.

Lohl, Jan (2010). Gefühlserbschaft und Rechtsextremismus. Eine sozialpsychologische Studie zur Generationengeschichte des Nationalsozialismus. Gießen: Psychosozial.

Lohl, Jan (2017). „Ein total besiegt Volk“: Tiefenhermeneutische Überlegungen zum Komplex „Geschichte, völkischer Nationalismus und Antisemitismus“ im Rechtspopulismus. In Astrid Messerschmidt & Meron Mendel (Hrsg.), *Fragiler Konsens. Antisemitismuskritische Bildung in der Migrationsgesellschaft* (S. 281–303). Frankfurt a.M. & New York: Campus.

Mitscherlich, Margarete & Mitscherlich, Alexander (1967). *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*. München & Zürich 1991: Piper.

Mounk, Yascha (2018): „Wir können den Nationalismus domestizieren“. *Jungle World*, 10/2018, 5. <https://jungle.world/artikel/2018/10/wir-koennen-den-nationalismus-domestizieren> (17.03.2018).

Perels, Joachim (1995). Die Abwehr des 8. Mai. *Vorgänge*, Nr. 130 (Heft 2/1995), 1–4. http://www.humanistische-union.de/nc/veranstaltungen/buergerrechtspreise/fritz_bauer_preis/2012/detail/back/2012-2/article/die-abwehr-des-8-mai/ (03.07.2017).

Quindeau, Ilka (1997): „Schuldabwehr und nationale Identität. Psychologische Funktionen des Antisemitismus.“ In *Exklusive Solidarität. Linker Antisemitismus in Deutschland*. Hrsg. von Mathias Brosch, Oliver von Wrochem, Brigitta Elisa Simbürger, Norman Geißler und Michael Elm (S. 157–164). Berlin: Metropol.

Salzborn, Samuel (2014). *Antisemitismus. Geschichte, Theorie, Empirie*. Baden-Baden: Nomos.

Salzborn, Samuel, (2017). *Angriff der Antidemokraten. Die völkische Rebellion der Neuen Rechten*. Weinheim & Basel: Beltz Juventa.

Schediwy, Dagmar (2008). *Sommermärchen im Blätterwald. Die Fußball-WM 2006 im Spiegel der Presse*. Marburg: Tectum.

Schwanzar, Fabian (2015). *Gedenkstätten im Wandel? Erinnerungsakteurinnen und -akteure und staatliche Geschichtspolitik in den 1980er Jahren. Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland*, 16, 42–52.

Siebeck, Cornelia (2015a). „... und das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung“. *Postnationalsozialistische Identitäts- und Gedenkstättendiskurse in der Bundesrepublik vor und nach 1990. Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland*, 16, 29–41.

Siebeck, Cornelia (2015b). „Unterwegs verloren?“ *Gedenkstättenrundbrief*, 177 (3/2015), 5–10, http://www.gedenkstaettenforum.de/nc/gedenkstaetten-rundbrief/rundbrief/news/unterwegs_verloren/ (19.10.2015).

Soldt, Rüdiger (2018). *AfD-Politiker Gedeon darf in der Partei bleiben*. *FAZ Online* (10.01.2018). <http://faz.net/aktuell/politik/inland/afd-duldet-antisemitischen-abgeordneten-wolfgang-gedeon-15384866.html> (22.05.2018).

Stender, Wolfram (2015). Der Pegida-Antisemitismus. IDA NRW. Zeitschrift des Informations- und Dokumentationszentrums für Antirassismusbearbeitung in Nordrhein-Westfalen, 21(2), 5-9

Thüringer Allgemeine (2017): KZ - Gedenkstätt Buchenwald: Polizei stoppt Höcke an Zufahrt. <https://www.thueringer-allgemeine.de/web/zgt/politik/detail/-/specific/KZ-Gedenkstaette-Buchenwald-Polizei-stoppt-Hoecke-an-Zufahrt-1368825214> (16.03.2018).

Weiss, Volker (2017). Die autoritäre Revolte. Die Neue Rechte und der Untergang des Abendlandes. Stuttgart: Klett-Cotta.

Winter, Sebastian (2017): Ehre und Schande Deutschlands. Zum Umgang der AfD mit der nationalsozialistischen Vergangenheit. Psychologie und Gesellschaftskritik, 2017(3/4).

Winter, Sebastian (2018): „Ich kann mich sehr gut erinnern, es ist schrecklich!“ Das KZ Hannover-Limmer der Continental AG in den Berichten ehemaliger Häftlinge (noch nicht erschienen).

Über den Autor:

Dr. phil. Sebastian Winter ist Lehrbeauftragter an der International Psychoanalytic University (IPU) in Berlin. Seine Dissertation aus dem Jahre 2012 schrieb er über „Geschlechter- und Sexualitätswürfe in der SS-Zeitung Das Schwarze Korps. Eine psychoanalytische Studie“.

Islamistischer Antisemitismus und antimuslimischer Rassismus.

Über Gleichzeitigkeiten und die Notwendigkeit zur Differenzierung in pädagogischen Räumen

Von Saba-Nur Cheema

Aktuell wird in diversen Räumen und auf unterschiedlichen Ebenen über die Ursache, das Ausmaß und die Auswirkung von Antisemitismus bei migrantisch positionierten Muslim_innen in Deutschland diskutiert. Mehrere Vorfälle von Mobbing und Ausgrenzung seitens arabisch-muslimischer Jugendlicher gegen jüdische Schüler_innen oder offen islamistisch-antisemitische Parolen und Symbole auf Demonstrationen werden als Indizien für das Problem benannt. Der Diskurs über diese Vorfälle, zum Teil auch im Kontext der Verlegung der US-amerikanischen Botschaft in Israel von Tel Aviv nach Jerusalem, verläuft problematisch und nicht selten zuschreibend – und wird von zwei radikalen Positionen dominiert, die wie folgt zugespitzt zusammengefasst werden können: „Alle Muslime sind Antisemiten, das heißt ohne Muslime gibt es keinen Antisemitismus mehr“ versus „Weil Muslime selbst Opfer von Rassismus sind, ist jeder, der ‚Muslime‘ und ‚Antisemitismus‘ in einem Atemzug erwähnt, ein Rassist.“

In Zeiten eines gefährlichen Rechtsrucks besteht die Gefahr, dass beide Positionen – sowohl die Thematisierung als auch die De-Thematisierung – für rechtspopulistisches

Agenda-Setting missbraucht und instrumentalisiert werden. Im Folgenden werden beide Positionen diskutiert und anschließend die Notwendigkeit eines differenzierten und zuschreibungssensiblen Umgangs insbesondere im pädagogischen Raum dargestellt.

Islamistischer Antisemitismus ist (k)ein importierter Antisemitismus

Damit das schon mal klar ist: Der Hass auf Juden und Jüdinnen ist keine Importware. Zumal importierte Ware im besten Falle gerne gekauft wird, ist der Vergleich mit Geflüchteten und Migrant_innen in Anbetracht der massiven Anfeindungen und politischen Entscheidungen rund um Abschiebungen und Aufnahmeregelungen absurd. Damit gemeint ist eigentlich, dass der Antisemitismus von den Anderen kommt, von denen, die „nicht Deutsche“ sind und auch nicht wie diese aussehen. Die verkürzte Erklärung wird im Kontext einer antisemitismuskritischen Auseinandersetzung dem Phänomen selbst nicht gerecht. Die Auseinandersetzung mit Antisemitismus muss alle Artikulations- und Erscheinungsformen sowie Ausprägungen in spezifischen Milieus einbeziehen – und dabei nicht außer Acht lassen, wie verflochten und wechselwirksam beispielsweise rechtsextreme und islamistische Artikulationsformen sind. Wenn Antisemitismus definiert wird als „eine anhaltende latente Struktur feindseliger Überzeugungen gegenüber Juden als Kollektiv, die sich bei Individuen als Haltung, in der Kultur als Mythos, Ideologie, Folklore sowie Einbildung und in Handlungen

manifestieren (...), die dazu führen und/oder darauf abzielen, Juden als Juden zu entfernen, zu verdrängen oder zu zerstören“ (Fein 1987:67), dann sind dieses Feindbild und der Vernichtungsdrang ein Kernelement im Antisemitismus.

Wie ist es nun mit dem Antisemitismus unter migrantischen Muslim_innen, in Deutschland geboren und/oder mit Migrationsgeschichte aus islamisch geprägten Ländern? In der Antisemitismusforschung werden unter dem Label ‚neuer Antisemitismus‘ (1) antisemitische Deutungsmuster in der politischen Linken, (2) die Frage nach den Grenzen legitimer Israelkritik sowie (3) Antisemitismus seitens Muslim_innen debattiert (Rabinovici u. a. 2004). Die drei Topoi stellen kein einheitliches Analyseraster dar. Während es zum einen um antisemitische Einstellungen in einem politisch heterogenen Spektrum und zum anderen um die Frage nach nicht-antisemitischer Kritik am Staat Israel geht, rückt der ‚muslimische Antisemitismus‘ eine bestimmte Gruppe bzw. Religionsgruppe in den Fokus. Es fällt bereits in der sprachlichen Benennung auf, dass „muslimischer“ Antisemitismus eine Gruppenzuschreibung verursacht („die Muslime“) und einen Verdacht formuliert („Muslime sind antisemitisch“). Letztlich folgt diese Gruppenkonstruktion einer rassifizierenden Logik, in der Muslimsein nicht als religiöse Zugehörigkeit gelesen wird, sondern ethnisiert wird. Dazu führt Stender richtigerweise aus, dass „die Bezeichnung ›muslimische Jugendliche‹ [...] viel zu pauschal und ähnlich verzerrend ist, wie wenn

man ›junge Christen‹ als Sammelbegriff für alle Jugendlichen verwenden würde, die den christlichen Konfessionen formal zugehören“ (Stender 2010:22). Ein Ergebnis der Antisemitismusforschung heute ist, dass der in islamisch geprägten Gesellschaften existierende Antisemitismus im Ursprung ein europäisches Phänomen und im Zuge des Kolonialismus einen „Import aus Europa“ darstellt (Holz/Kiefer 2010:109) – so müssten die Vertreter_innen der These des importierten Antisemitismus eigentlich einen Re-Import beklagen. Michael Kiefer beschreibt drei historische Entwicklungsphasen der Verbreitung des europäischen Antisemitismus in islamisch geprägten Gesellschaften und weist darauf hin, dass sich der Antisemitismus an eine „islamistische Semantik“ angepasst habe (Kiefer 2006; vgl. auch Holz 2005; Holz/Kiefer 2010). Stender (2010), Kiefer (2006) und Schmieder (2008) verwenden daher den Begriff des *islamisierten Antisemitismus*. Bei islamisiertem Antisemitismus handelt es sich um ein genuin europäisches Phänomen, das mit denselben antisemitischen Mythen und transportierten Stereotypen arbeitet, die „aus ihrem ursprünglichen kulturellen und religiösen Kontext herausgelöst werden können, um andernorts vorhandene Feindbilder zu ergänzen oder zu modifizieren“ (Kiefer 2006: 284). So ist das Feindbild des „Juden“ aus dem europäischen Antisemitismus und der spezifisch nationalsozialistischen Ideologie von arabisch-palästinensischer Seite nach der Staatsgründung Israels im Jahre 1948 durch das konstruierte

Feindbild „Israel“ erweitert bzw. abgewandelt worden. Dieser zunächst recht simpel erscheinende Transfer ist ein wesentlicher Aspekt, um antisemitische Aussagen und Deutungen in der heutigen Zeit zu verstehen, insbesondere dann, wenn sie von migrantisch-muslimischen Jugendlichen kommen. Klaus Holz und Michael Kiefer zeigen vier in einer Kontinuität existierende semantische Muster des Antisemitismus auf, die im europäischen und im islamisierten Antisemitismus vorzufinden sind und damit die Verwobenheit erklären (Holz/Kiefer 2010; Kiefer 2006; Holz 2005): (1) die antimoderne Gemeinschaftsideologie, in der die Moderne bzw. die Globalisierung als (Zer-)Störung einer vormodernen, heilen und besseren Welt gesehen wird; (2) das Phantasma der jüdischen Macht und Verschwörung, bei dem Juden/Jüdinnen unter anderem Geld und Kapital verkörpern, und (3) die Konstruktion von Juden/Jüdinnen als Dritte, das heißt Juden/Jüdinnen werden in antisemitischen Weltanschauungen zu keiner „Wir“-Gruppe gezählt, sie sind immer die dritten Anderen, denn anders als die binäre Ordnung im rassistischen Othering („Wir“ und „die Anderen“) werden Juden/Jüdinnen als „Weltfeind“ konstruiert und nicht als „normale“ Nation, Rasse oder Religion“ (Holz/Kiefer 2010:124). Ein weiteres Muster ist (4) die Vermischung von Religion und Nation, in der Identitätsmerkmale wie religiöse Zugehörigkeit, Nationalität und Herkunft inkohärent miteinander verschachtelt werden und Juden/Jüdinnen nicht nur als religiös Andere, sondern auch bezüglich

anderer Merkmale als „besonders“ gelten. Die vier genannten semantischen Muster sind sowohl im europäischen als auch im islamisierten Antisemitismus zu finden und für Holz und Kiefer eine Erklärung dafür, dass der Antisemitismus in islamisch geprägten Gesellschaften „eine Variation des europäischen ist“ (ebd.: 126).

Auch ist die Begriffsverwendung *islamisierten Antisemitismus* eine Kritik an der weit verbreiteten Praxis, dass bestehende antisemitische Weltbilder, Ideen, Feindbilder und Stereotype in islamisch geprägten Gesellschaften auf einen von europäischer Geschichte unabhängigen, dezidiert islamischen Hintergrund zurückzuführen sind. Gleichzeitig haben antisemitische Feindbilder in islamistischen Ideologien und Gruppen allerdings eine zentrale Rolle, weshalb die Bezeichnung *islamistischer Antisemitismus* ebenfalls zutreffend ist.

Der islamistische Antisemitismus ist als ein modernes Phänomen zu begreifen, das sich im Laufe des 20. Jahrhunderts durchsetzen konnte – bestärkt durch einen Import aus Europa. Zu dessen Spezifik tragen diverse Ereignisse in islamisch geprägten Ländern sowie die Zunahme transnational agierender islamistischer Gruppen bei. Auch spielt der Nahost-Konflikt eine besondere Rolle, denn seit der Staatsgründung Israels 1948 und den zeitgleichen politischen Entwicklungen und Modernisierungsprozessen in vielen arabischen und mehrheitlich muslimischen Staaten, wurden antisemitische Feindbilder verstärkt. Die Krisen und teils gescheiterten Nationalstaatswünsche seitens

arabisch-muslimischer Nationalbewegungen bewirkten zum Teil eine tiefe Frustration gegenüber Europa und westlicher Kolonialpolitik, die die damaligen politischen und ökonomischen Bedingungen mitverantwortete.

Muslimische Jugendliche in Deutschland, die selbst oder deren (Groß-)Eltern einen Migrationshintergrund in Staaten haben, die im Konflikt mit Israel stehen, bekommen antisemitische Stereotype und Verschwörungstheorien mit. Diese spezifischen Narrative werden oftmals von der hiesigen nicht-migrantischen Gesellschaft schlecht oder gar nicht verstanden, was bei vielen (nicht-migrantischen) Pädagog_innen zu einer Verunsicherung führt. Die Reaktion ist dabei entweder eine Skandalisierung, die vielfach mit (rassistischen) Zuschreibungen gegenüber muslimischen Jugendlichen einhergeht oder das absolute Schweigen und Nicht-Benennen aus Angst vor dem Vorwurf, rassistisch oder islamfeindlich zu sein. Diese Angst ist mindestens aus einer antisemitismuskritischen Perspektive fatal – und hat gleichzeitig einen realen Kontext, aus dem sie entsteht.

Es gibt so etwas wie antimuslimischen Rassismus

Schon wieder durften die in Deutschland lebenden Muslim_innen zuhören und beobachten, wie es um ihre Zugehörigkeit im Jahre 2018 steht – das Jahr nach der Bundestagswahl, in der eine Partei in den Bundestag gezogen ist, die eine offene islamfeindliche und rassistische Agenda hat (vgl. Häusler 2018).

Die Frage, die die Gemüter bewegt, ist, ob der Islam, nein die Muslim_innen, zu Deutschland gehören? – Unabhängig davon, ob die Frage bejaht oder verneint wird, ist sie selbst ein praktisches Beispiel dafür, wie Muslim_innen zu Anderen gemacht werden. Über sie wird gesprochen, über ihre Zugehörigkeit gestritten, über ihre Anpassungsfähigkeit gerätselt. Auch wenn die Frage von vielen Nicht-Muslim_innen bejaht wird, konstatiert bereits die Infragestellung der Zugehörigkeit zur Gesellschaft eine ausgrenzende diskursive Praxis, auch als *Othering* bekannt. Im Rahmen einer Medienanalyse erkennt Yasemin Shooman bezüglich der Debatten über und Darstellung von Muslim_innen im öffentlichen Diskurs: »Aus einer dominanten gesellschaftlichen Position heraus werden sie als eine homogene und quasi-natürliche Gruppe in binärer Anordnung zu weißen christlichen/atheistischen Deutschen bzw. Europäern konstruiert und mit kollektiven Zuschreibungen versehen; es wird ein Wissen über sie und ihr Wissen als Gruppe erzeugt, und sie gelten anhand verschiedener Merkmale als ›identifizierbar‹.« (Shooman 2014:64) Im

Othring wird die mächtigere Eigengruppe – das exklusive »Wir« – erzeugt. Aus dieser gesellschaftlichen Dominanzposition heraus werden Menschen, die Muslim_innen sind oder aufgrund bestimmter Differenzmarker (das Äußere, der Name, die Sprache etc.) (vermeintlich) als Muslim_innen erkennbar sind, muslimisiert (vgl. Sezgin 2010).¹ Andere Identitätsaspekte der Personen fallen außer Acht, die Vielfalt kollektiver Zugehörigkeiten wird ignoriert, und das Muslimsein wird als wesentliches und entscheidendes Merkmal wahrgenommen.

Die Diskussion um die Frage, ob der Islam zu Deutschland gehört oder nicht, zeigt die Wirkmächtigkeit der binär konstruierten Gesellschaftsordnung. Menschen, die sich in gesellschaftlichen Dominanzpositionen befinden, verhandeln nach wie vor darüber, wer »dazu« gehören kann oder darf. Dabei werden deutsche Muslim_innen zu den »Anderen« gemacht, indem über sie und ihre Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft gesprochen wird – anstatt mit ihnen. Während sich deutsche Muslim_innen geäußert haben und das noch immer tun, bleibt das »Wir« exklusiv. Neben den Verbotsdebatten über Kopftuch, Burka, Burkini, Minarette oder das Beten an Schulen tragen auch einfache Bilder von Mainstream-Magazinen und -Zeitungen zu einem Negativimage bei, das islamfeindliche Stimmen und Stimmun-

1 Hilal Sezgin (2010) reagierte auf die Debatte um die Thesen von Thilo Sarrazin und führte den Begriff »Muslimifizierung« ein: »Eine ursprünglich religiöse Kategorie wird zur ethnischen Beschreibung. Ich nenne es: Muslimifizierung.«

gen verstärkt.

Inwiefern dadurch die Wahrnehmung des Islams beeinflusst wird, wurde u.a. in einer Studie der Bertelsmann Stiftung erforscht (Vgl. Hafez/Schmidt 2015). Über fünfzig Prozent der Befragten bejahten die Unvereinbarkeit von »Islam und westlicher Welt« und die Verfasser_innen der Studie stellen fest: »Der Islam wird in der Demokratie geduldet, nicht aber als ein Teil der freien Gemeinschaft der Bürger respektiert« (Hafez/Schmidt 2015: 41). Und in der Studie »Deutschland postmigrantisch« ziehen Naika Foroutan et al. (2014) das Fazit, »dass es nur einen kleinen ‚harten Kern‘ gibt, der tatsächlich ein geschlossenes antimuslimisches Weltbild hat«, aber dass »die Zahl der Menschen, die zumindest einzelne negative Stereotype von Musliminnen und Muslimen hat, noch deutlich größer« (ebd.: 41) ist. Inzwischen werden Straftaten gegen Muslim_innen auch offiziell als »islamfeindliche Straftaten« gezählt, die gemeldeten Strafhandlungen umfassen, um nur einige Beispiele zu nennen, Drohbriefe, Angriffe auf kopftuchtragende Frauen, Sachbeschädigungen und Schmierereien auf Moscheen.²

In der Forschung zu antimuslimischem Rassismus werden die Fremdzuschreibungen,

2 Im ersten Quartal des Jahres registrierten Sicherheitsbehörden über 200 Übergriffe auf Muslime und ihre Einrichtungen. Diese Zahl geht aus einer Antwort der Bundesregierung auf eine parlamentarische Anfrage Linksfraktion im Bundestag hervor: <http://www.migazin.de/2017/06/06/mehr-als-200-islamfeindliche-straftaten-im-ersten-quartal/> (Letzter Zugriff: 08.04.18)

die aus der Dominanzgesellschaft kommen, tendenziell aus einer eher funktionalen Perspektive analysiert. Wie Floris Biskamp kritisiert, würde in den meisten Arbeiten lediglich die Funktion von rassistischen Zuschreibungen als ein Mittel der Selbst- bzw. Aufwertung der privilegierten Dominanzgesellschaft behandelt. Weniger geht es in diesen Fällen um die „entsprechenden Probleme unter Muslim_innen“, was dazu führt, dass im Islam tatsächlich existente und zu klärende Fragen nicht zur Kenntnis genommen werden, und offen gelassen wird, wie »legitime Formen des kritischen Sprechens über islamische Kultur und Religion« aussehen können (Biskamp 2016:82). Dazu zählt beispielsweise auch, ob es einen spezifischen Antisemitismus unter Muslim_innen gibt. Eine Ausblendung von „kulturellen Hintergründen“ von Antisemitismus trägt dazu bei, dass diese Phänomene nicht aussprechbar sind und somit nicht bearbeitet werden (können) (ebd.: 85). Aber reden wir nicht seit geraumer Zeit schon darüber? Wird die Frage, ob Muslim_innen antisemitisch(er) sind, gerade nicht höchst prominent zum Gegenstand öffentlicher Debatten, politischer Diskussionen und Forderungen und das auch im Kontext von Schule und anderen pädagogischen Orten? In einer Zeit, in der „Islamkritik“ als Umwegkommunikation für rassistische Zuschreibungen dient (vgl. Shooman 2014), islamfeindliche Parolen im Bundestag Platz gefunden haben und – die oftmals unter Radikalisierungs- oder Terrorismusverdacht stehenden – Moscheen zunehmend Angriffe verzeichnen, ist das

Sprechen über „entsprechende Probleme“ unter Muslim_innen erst möglich, wenn eine differenzierte und zuschreibungssensible (An-)Sprache genutzt wird.

Gleichzeitigkeit verstehen und in der pädagogischen Praxis anwenden

Und gleichzeitig ist es ein Fehler, aus Angst vor einem Rassismus-Vorwurf, antisemitische Erscheinungsformen und Äußerungen seitens migrantisch-muslimischer Jugendlicher nicht zu thematisieren. Es muss *immer* reagiert werden, wenn eine antisemitische Äußerung getätigt wird – selbiges gilt bei einer rassistischen oder anderen menschenfeindlichen Äußerung. Um eine pädagogische Intervention gegen Antisemitismus zu stoppen und zu begründen, sind der tatsächliche Gehalt der antisemitischen Aussage und die Sprecher_innenposition – erst einmal – nicht relevant. Gut zu überlegen sind die Sprache und Gestaltung der weiteren Intervention, die wiederum mit der Haltung der pädagogisch Agierenden zusammenhängt (Vgl. Cheema 2017). Während es zunächst irrelevant ist, *wer* spricht, wenn es darum geht antisemitische Handlungen zu beenden, ist es danach dringend erforderlich, die Sprecher_innenposition zu beachten: Die Herausforderung für pädagogisch Verantwortliche ist, das Erleben von Rassismus und Ausgrenzung der muslimischen Jugendlichen anzuerkennen, bei gleichzeitigem Bewusstsein, dass islamistisch-antisemitische Einstellungen vorhanden sein können. Denn tatsächlich unterliegen Muslim_innen nicht nur dem Antisemitismus-, sondern immer wieder mal einem Radika-

lisierungs-, Gewalt- und Sexismusverdacht. In ihrer empirisch-qualitativen Forschung zu Rassismuserfahrungen von Jugendlichen hat Wiebke Scharathow herausgearbeitet, wie sich Rassismus „in den Lebenswelten von Jugendlichen, die als ‚Anderer‘, als ‚nicht-deutsch‘ kategorisiert werden“ manifestiert (Scharathow 2014: 414). In der Auswertung der Interviews, in denen auch muslimische Jugendliche befragt wurden, stellt sie fest, dass die Erfahrungen der Jugendlichen „deutlich mit gesellschaftlichen Diskursen verbunden“ sind, in denen Jugendliche „als ‚Ausländer‘ oder ‚mit Migrationshintergrund‘ gelten, als (potentiell) problematisch von einer vermeintlichen ‚deutschen Normalität‘ Abweichende konstruiert werden“ (Scharathow 2016: 113).

Antisemitismuskritische Bildungsarbeit muss auf diese Gleichzeitigkeit reagieren. Um eine antisemitismuskritische Perspektive zu entwickeln, „ist zunächst anzuerkennen, dass antisemitische Positionen vielfältig eingenommen werden und sich nicht an Herkunftskontexten festmachen lassen“ (Messerschmidt 2010:96). Wenn Antisemitismus als gesamtgesellschaftliche Aufgabe erachtet wird, dann müssen Pädagog_innen ein fundiertes Wissen über gesellschaftliche Artikulationsformen des Antisemitismus verfügen, dazu zählen neben dem islamistischen Antisemitismus auch die antisemitische Umwegkommunikation der Israelkritik, antisemitische Deutungsmuster in der Linken, Wissen über den Nahost-Konflikt usw. Essentiell ist auch das Erkennen eigener Antisemitismen oder der „eigenen Be-

ziehung zum Rassismus“, denn diese kritische Reflexion gehört zu einer effektiven Bildungsarbeit gegen Antisemitismus (und Rassismus) dazu (Ebd. 106). In der postnationalsozialistischen Gesellschaft ist eine ganz spezifische Form des Antisemitismus sichtbar, der nicht trotz, „sondern wegen Auschwitz“ artikuliert wird, wie es der israelische Psychoanalytiker Zvi Rex sarkastisch sagte: "Die Deutschen werden den Juden Auschwitz nicht verzeihen." Die deutlich überwiegende Zahl der nicht-migrantisches und nicht-muslimischen Pädagog_innen kennt eine Form der Judenfeindschaft aus dem Motiv der Erinnerungsabwehr heraus und kann mit diesen Erscheinungsformen im Klassenzimmer womöglich leichter umgehen – schließlich kommt es bekannter vor. Ohne nun eine kulturalisierende Erklärung anzubringen, sind die unterschiedlichen Narrative des Antisemitismus relevant für die antisemitismuskritische Bildungsarbeit. Eine solche Erklärung verkompliziert das Problem, denn in Deutschland aufgewachsene migrantisch-muslimisch positionierte Jugendliche sehen sich mit mehreren – durchaus kompatiblen – antisemitischen Narrativen konfrontiert.

Da migrantisch-muslimische positionierte Jugendliche auch im pädagogischen Alltag oft mit Kulturalisierungen und Zuschreibungen seitens vieler Pädagog_innen und Lehrkräfte konfrontiert sind, sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, wie wichtig es ist, dass mehr migrantisch-muslimisch positionierte Pädagog_innen zu diesen Themen arbeiten, um gesellschaftliche Machtverhältnisse

von Dominanz und Marginalisierung nicht erneut zu reproduzieren. Letztlich spielen die gesellschaftlichen Positionen von Macht und Ohnmacht der Sprecher_innen in Bildungsräumen eine wesentliche Rolle bei der Akzeptanz von Lernangeboten und der Wahrnehmung gesellschaftlicher Diskurse. Wenn sich Jugendliche kaum oder selten mit Autoritätspersonen identifizieren können, kann dies unter Umständen zu einem verstärkten Gefühl der Nicht-Zugehörigkeit führen. Daher ist neben dem gleichzeitigen Bewusstsein für Antisemitismus- und Rassismuskritik auch der Raum pädagogischer Professionalität zu erweitern, um sich auf die Diversität von Pädagog_innen zu beziehen, die Gegennarrative präsentieren und neue Perspektiven in ihre Arbeit einbringen – eine dringende und notwendige Bereicherung des pädagogischen Könnens in der Migrationsgesellschaft.

Literatur

Cheema, Saba-Nur (2017): Gleichzeitigkeiten: Antimuslimischer Rassismus und islamisierter Antisemitismus – Anforderungen an die Bildungsarbeit. In: Mendel, Meron/Messerschmidt, Astrid: Fragiler Konsens. Antisemitismuskritische Bildungsarbeit in der Migrationsgesellschaft, Frankfurt, New York.

Fein, Helen (1987): The Persisting Question. Sociological Perspectives and Social Contexts of Modern Antisemitism, New York.

Häusler, Alexander (2018). Völkisch-autoritärer Populismus: Der Rechtsruck in Deutschland und die AfD. Hamburg.

Holz, Klaus (2005): Die Gegenwart des Antisemitismus. Islamistische, demokratische und antizionistische Judenfeindschaft. Hamburg.

Holz, Klaus/Kiefer, Michael (2010): Islamistischer Antisemitismus. Phänomen und Forschungsstand. In: Stender, Wolfram/Follert, Guido/Özdoğan, Mihri (Hg.): Konstellationen des Antisemitismus. Antisemitismusforschung und sozialpädagogische Praxis. Wiesbaden, S.109-137.

Kiefer, Michael (2006): Islamischer, islamistischer oder islamisierter Antisemitismus? In: Die Welt des Islams, Jg. 46, H. 3, 2006, S. 277-307.

Messerschmidt, Astrid (2010): Flexible Feindbilder – Antisemitismus und der Umgang mit Minderheiten in der deutschen Einwanderungsgesellschaft. In: Stender, Wolfram/Follert, Guido/Özdoğan, Mihri (Hg.): Konstellationen des Antisemitismus. Antisemitismusforschung und sozialpädagogische Praxis. Wiesbaden, S. 91-108.

Rabinovici, Doron/Speck, Ulrich/Sznaider, Natan (Hg.) (2004): Neuer Antisemitismus? Eine globale Debatte. Frankfurt/M.

Schmidinger, Thomas (2008): Zur Islamisierung des Antisemitismus. In: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands (Hg.), Jahrbuch 2008, Wien u.a., S. 103-139.

Sezgin, Hilal (2010): Deutschland schafft mich ab. Debatten wie Thilo Sarrazin sie führt, haben mich als türkischstämmige Intellektuelle muslimifiziert. Was ist in diesem Land nur schief gelaufen? In: Schwarz, Patrik (Hrsg.): Die Sarrazin-Debatte. Eine Provokation – und die Antworten. Hamburg. S. 183-191

Shooman, Yasemin (2014). »... weil ihre Kultur so ist« Narrative des antimuslimischen Rassismus. transcriptverlag Bielefeld.

Spielhaus, Riem (2013): Wer ist Muslim und wenn ja wie viele? Ein Gutachten im Auftrag vom Mediendienst Integration. Berlin.

Stender, W. (2010): Konstellationen des Antisemitismus. Zur Einleitung. In: Stender, Wolfram/Follert, Guido/Özdoğan, Mihri (Hg.): Konstellationen des Antisemitismus. Antisemitismusforschung und sozialpädagogische Praxis. Wiesbaden, S. 7-38.

Über die Autorin:

Die Diplom-Politologin Saba-Nur Cheema ist Leiterin der pädagogischen Programme in der Frankfurter Bildungsstätte Anne Frank. Sie hat in diesem Rahmen den Sammelband „(K)eine Glaubensfrage. Religiöse Vielfalt im pädagogischen Miteinander“ herausgegeben.

Antisemitismus in der Linken

Von Tom Uhlig und Katharina Rhein

Antisemitismus in der politischen Linken ist ein sensibles Thema. Wer sich heute damit auseinandersetzen will, muss sich die Frage gefallen lassen, ob es denn derzeit nicht drängendere Probleme gibt: Das Erstarken des Rechtspopulismus und der Neuen Rechten sowie ihr Versuch, Sagbarkeitsgrenzen im öffentlichen Diskurs zu verschieben, lässt es angebrachter erscheinen, den Fokus darauf zu legen, wie in entsprechenden Bewegungen Antisemitismus kolportiert wird. Zudem blüht in diesen Zeiten der rechten Gefahr die Extremismustheorie auf, welche rechte Gewalt und antifaschistische nivelliert und damit linken Protest delegitimieren will. Tritt man, wenn man sich mit Antisemitismus in der Linken beschäftigt, nicht auf jemanden ein, der bereits am Boden liegt? Nicht selten wird Kritiker_innen linken Antisemitismus genau das vorgeworfen: Das Problem werde künstlich vergrößert und dadurch eine Politik desavouiert, welche doch für soziale Gerechtigkeit ein-trete, und überhaupt sei Antisemitismus, ähnlich wie Rassismus und Sexismus, ein Nebenwiderspruch, welcher mit der Überwindung des Kapitalismus sowieso obsolet werde. Immer wieder sind in diese Vorwürfe selbst latent antisemitische Momente eingewoben, etwa in der gängigen Behauptung, die Kritiker_innen würden als Agent_innen von organisierten Schmutzkampagnen auftreten, womit eine dunkle Macht im Hintergrund gewittert wird, welche vermeintlich

den Angriff steuere: Diese Argumentation ist beispielsweise derzeit ein beliebtes Mittel der britischen Labourpartei, um die Auseinandersetzung mit Antisemitismus in den eigenen Reihen zu vermeiden.

Wir sind jedoch der Überzeugung, dass gerade die Konjunktur der völkischen Ideologie es umso notwendiger macht, sich kritisch mit problematischen Tendenzen in der Linken auseinanderzusetzen. Es ist die erklärte Strategie der Rechten, kulturelle Hegemonie zu erlangen, Dinge wieder öffentlich verhandelbar zu machen, welche lange Zeit für unhintergebar gehalten wurden. Im Erfolg dieser Strategie zeigt sich, dass der Wertekonsens der Gesamtgesellschaft tatsächlich fragil ist, was auch die politische Linke betrifft. Nicht erst Wagenknechts Liebäugeln mit Obergrenzen für Flüchtlinge oder Lafontaines Annäherung an die friedenspolitisch verbrämte Querfront, hat gezeigt, dass rechte Agitation auch nicht spurlos an der Linken vorbeigeht, sondern dass es Tendenzen zur Annäherung gibt. Im Sommer 2014 einte etwa der antiisraelische Affekt im Zuge des Gaza-Einsatzes Islamisten, Linke und auch Nazis – so unterschiedlich die politische Programmatik der Akteure und Akteurinnen auch sein mochte, auf die Ablehnung des jüdischen Staates konnten sie sich einigen. Die Verlockungen antisemitischer Weltdeutungsmuster bei sich selbst zu reflektieren, ist auch eine notwendige Voraussetzung, sich von der völkischen Rechten abgrenzen zu können. Denn auch dort, wo rechte Gruppierungen im Zuge islamfeindlicher Agitation, teils den Schulterschluss

mit Jüdinnen und Juden demonstrieren wollen, um das „christlich-jüdische Abendland“ vor der befürchteten Islamisierung zu retten, wird schnell deutlich dass es mit der vermeintlichen Antisemitismuskritik der völkischen Rechten nicht weit her ist: Strukturell, etwa in dem Hass auf Eliten, Intellektuelle, die Presse oder ganz allgemein Universalismus, ist hier die Feindschaft gegen Jüdinnen und Juden fest in das Repertoire der Agitation eingeschrieben. Um rechte Ideologien und deren konstitutiven Antisemitismus kritisieren zu können, muss die politische Linke über einen gesellschafts- wie subjekttheoretisch informierten Begriff von Antisemitismus verfügen und das bedeutet, auch die Reflexion bei sich selbst einzufordern. Wenn wir Antisemitismus in der Linken kritisieren, dann weil wir es für eine genuine Stärke der Linken halten, sich selbst zu hinterfragen, immer wieder darüber nachzudenken, wo man hinter die eigenen Ansprüche zurückfällt. Der Streit um die richtige Politik, das Aushandeln von Widersprüchen, die Selbstkritik ist unserem Verständnis nach eine Stärke linker Politik und keine Schwäche, weshalb wir es für solidarisch halten, darauf hinzuweisen, wo man sich verrannt hat. Es besteht eine eigentümliche Tragik darin, dass innerhalb der linken Theoriebildung einerseits die Begriffe entwickelt wurden, Antisemitismus bloßzulegen und die Feindschaft gegen Jüdinnen und Juden in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung zu verstehen, dass andererseits Antisemitismus aber auch hier dennoch immer wieder reproduziert wird. Dabei verliert die Linke

mehr, als dass sie lediglich an der Weiterverbreitung eines Vorurteils beteiligt ist: Antisemitismus ist eine Denkform, welche es als Weltdeutungsmuster verunmöglicht die Gesellschaft noch adäquat beschreiben und kritisieren zu können. Es lässt sich nicht gleichzeitig Kapitalismuskritikerin und Antisemitin sein, es kann nicht gleichzeitig für die Rechte von Frauen, LGBTIQ-Menschen oder rassistisch Diskriminierten gestritten werden, wenn Jüdinnen und Juden diese vorenthalten werden. Mit dem Antisemitismus fällt auch der Partikularismus ins Denken ein (und vice versa), was das Streiten für eine Gesellschaft, in der sich ohne Angst verschieden sein lässt verunmöglicht. Selbstverständlich müssen politische Rechte immer wieder jeweils spezifisch in konkreten historischen Situationen erkämpft werden, es muss allerdings der Anspruch linker Bewegungen sein, Ausgrenzungs- und Entrechtungspraktiken jenseits identitärer Politiken mitzudenken.

Welterklärungsversuche durch Komplexitätsreduktion

Antisemitismus dient dem Bewusstsein zur Reduktion von Komplexität. Der Abstraktionsgrad moderner Gesellschaften produziert das Gefühl, ausgeliefert zu sein. Um diese bedrohliche Dimension abzuwehren, greift das Bewusstsein auf den Mechanismus der Verdinglichung zurück, indem es verschiedene Missstände personifiziert, einer kleinen Gruppe von Personen zuschreibt. Diese Bewusstseinsform ist gar nichts Ungewöhnliches und es bedarf der konstanten Anstrengung, nicht in sie zurückzufallen.

Gerade auch, weil sie u.E. ein notwendiges Durchgangsstadium der Politisierung überhaupt beschreibt: Wer kann schon von sich behaupten, ideologiekritisch geschult auf die Welt gekommen zu sein. Wir möchten meinen, dass sich in den meisten linkspolitischen Biographien, gerade in der Adoleszenz, aber auch darüber hinaus, immer wieder Episoden finden, in denen das Elend, welches der Kapitalismus produziert, auf das vermeintliche Wirken einiger Bänker, Bonzen und Banditen zurückgeführt wird.

Jean Améry, nannte das Phänomen der linken Judenfeindschaft, den „ehrbaren Antisemitismus“ (Améry 1969), womit womöglich deren Eigentümlichkeit am besten auf den Punkt gebracht ist. Antisemitismus geht hier einher mit einem guten Gewissen, mit dem Empfinden, moralisch auf der richtigen Seite zu stehen. Er kommuniziert sich nur über Umwege, und verschleiert seine Absichten damit nicht nur nach außen, sondern vielfach auch nach innen: Es ist zumeist gar nicht bewusst, antisemitische Ressentimentstrukturen bedient zu haben.¹ Im Weiteren soll das anhand von drei verschiedenen Feldern angesprochen werden, in denen sich Antisemitismus von links wiederholt Bahn bricht: Kapitalismuskritik, Antiimperialismus und Erinnerungspolitik.

¹ In dem Beitrag, welchen Tom Uhlig gemeinsam mit Meron Mendel für den Sammelband *Fragiler Konsens* verfasst hat, geht es um eben eine solche bewusstlose Reproduktion von Antisemitismus innerhalb der linken Kritik des Postkolonialismus.

Personalisierende Kapitalismuskritik

Der Begriff Kapitalismus beschreibt einen abstrakten Funktionszusammenhang, welcher verschiedene Phänomene miteinander in Beziehung setzt. Kapitalismus lässt sich nicht anfassen, er hat keine Adresse, bei der man klingeln und sich über zu hohe Mieten beschweren könnte. Mit der Entstehung des Kapitalismus war eine ganze Reihe gesellschaftlicher Entwicklungen verbunden, die für viele Menschen nicht mehr nachvollziehbar waren. Erfolgt in der vormodernen Judenfeindschaft schon eine Identifizierung von Juden mit Geld und diverse Versuche schwer Erklärliches – etwa Naturphänomene wie Hunger oder Krankheiten – ursächlich auf Juden zurückzuführen, so potenzierte sich das mit dem Kapitalismus gewissermaßen. Juden wurden nun mit den diversen gesellschaftlichen Umbrüchen identifiziert: Ihnen wurden die Schattenseiten der Industrialisierung angelastet, die Neuordnung des sozialen Gefüges und der sozialen Zugehörigkeiten, die Entstehung des industriellen Proletariats und der gesellschaftlichen Spannungen. In der neuen Produktionsweise kommt es auf niemanden mehr insbesondere an, die einzelnen werden in ihrer Austauschbarkeit zu Überflüssigen. Der Versuch, der bewusstlosen Umwälzung der Gesellschaft Sinn zu verleihen, mündete nicht selten in ihrer Personifizierung: Der Prozess würde, so diese Erzählung, intentional gesteuert von den Juden und ihr Mittel dazu sei die Kontrolle der Zirkulationssphäre, des Finanzwesens, welche als diffuse abstrakte Macht hinter der als konkret

wahrgenommenen Produktion vermutet wird: „Mit anderen Worten: Die abstrakte Herrschaft des Kapitals, wie sie besonders mit der raschen Industrialisierung einhergeht, verstrickte die Menschen in das Netz dynamischer Kräfte, die, weil sie nicht durchschaut zu werden vermochten, in Gestalt des ‚Internationalen Judentums‘ wahrgenommen wurden.“ (Postone 2005, S. 181)

Moishe Postone unterscheidet hier zwischen dem „was moderner Kapitalismus ist und der Form, in der er erscheint“ (ebd.). Um diese Unterscheidung zu erläutern bezieht er sich auf Marx' Begriff des Fetischs. Mit dem Fetischcharakter der Ware beschreibt Marx, dass die Ware nicht einfach nur Ausdruck von Arbeit ist, sondern dass sich in ihr auch gesellschaftliche Verhältnisse verkörpern. Merkmal des Kapitalismus ist folglich die Vergegenständlichung gesellschaftlicher Beziehungen. Die Ware verfügt dabei über einen „Doppelcharakter“ von Wert und Gebrauchswert. Beides ist als dialektisch zu denken, erscheint aber einmal als Wert in Form von Geld und einmal als Gebrauchswert in Form der Ware. Dadurch erscheint die Ware letztlich aber nur als dinglicher Gebrauchswert, demgegenüber das Geld als Abstraktes auftritt, als alleiniger Ausdruck des Wertes. In der Folge erscheinen auch die gesellschaftlichen Beziehungen ihren Ausdruck nur noch im Abstrakten zu finden – „etwa als Geld und als äußerliche, abstrakte, allgemeine ‚Gesetze‘.“ (Ebd., S. 186) Das Abstrakte erscheint als quasi-natürliche

Gesetzmäßigkeit und lässt das gesellschaftlich und historisch Konkrete dahin-

ter zurücktreten: Dies kommt etwa in der ‚klassisch‘ ökonomistischen Rede von der ‚unsichtbaren Hand‘, die den Markt wie eine natürliche Gewalt des Schicksals lenke zum Ausdruck. Verkürzte² Formen antikapitalistischen Denkens tendieren daher dazu, sich nur gegen die Erscheinungsformen des Abstrakten zu wenden, etwa gegen das Geld oder die Zirkulationssphäre, während alles konkret Stoffliche als allgemein menschliche Konstante gedeutet wird. Kapital ist jedoch für Marx keineswegs mit Geld gleichzusetzen, sondern ist sich selbstverwertender Wert mit dem Ziel der ständigen Vermehrung des Wertes, wobei es wechselnde Formen annimmt (Geld, Waren, Lohn für Arbeitskraft etc.) – es existiert insofern prozessual. Das macht es aber nicht leichter, das alles zu verstehen. Verkürzte Kapitalismuskritiken tendieren daher vielfach dazu, das Geld als „Wurzel allen Übels“ im Kapitalismus zu betrachten, wohingegen Arbeit nichtkapitalistisch und ontologisch gedacht wird: „Dass konkrete Arbeit selbst kapitalistische gesellschaftliche Beziehungen beinhaltet und von ihnen materiell geformt ist, wird nicht gesehen.“ (Ebd., S. 185)

Das Ideal der deutschen Arbeit als schaffend basiert auf einer solchen verkürzten

² Die gebräuchliche Formulierung „verkürzte Kapitalismuskritik“ ist bereits in sich problematisch, suggeriert sie doch, der Weg der Kapitalismuskritik sei nur nicht in Gänze abgeschritten worden. Tatsächlich aber führt diese problematische Form der Kapitalismuskritik an ihrem Gegenstand vorbei, eine ‚halbierte Aufklärung‘ ist letztlich keine, sondern ihr Gegenteil, die Produktion von Ideologie.

Betrachtungsweise, in deren Folge es dann logisch erscheinen mag, die „industrielle Produktion als ausschließlich materiellen schöpferischen Prozeß, ablösbar vom Kapital“ (ebd., S. 186f.) zu betrachten, wodurch „das industrielle Kapital als direkter Nachfolger ‚natürlicher‘ handwerklicher Arbeit auftreten und, im Gegensatz zum ‚parasitären‘ Finanzkapital, als ‚organisch‘ verwurzelt“ (ebd.) und erdverbunden wahrgenommen werden kann. Wo das Finanzkapital mit jüdisch gleichgesetzt wird, wie es etwa die Nazis getan haben, tritt der Antisemitismus offen zu Tage. Abgemildert finden sich derlei Analysen aber auch in linken globalisierungskritischen Bewegungen, die alles Übel des Kapitalismus beim Finanzkapital ausmachen. Auch wenn das Finanzkapital nicht unvermittelt mit den Juden konnotiert wird, bleibt diese Auffassung strukturell gleich, denn sie greift zu kurz und tendiert dazu vorschnell Schuldige bzw. Verantwortliche für die gesellschaftlichen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten im Kapitalismus auszumachen. Zudem wird in solchen Kontexten gerne auf Symboliken zurückgegriffen, allen voran die Krake, die historisch in eindeutig antisemitischer Absicht verwendet wurden.

Aber auch der sogenannte Arbeitermarxismus weist Kurzsichtigkeiten auf. Er versuchte den Ausweg im Klassenkampf zu finden und mündete im Grauen des Stalinismus. Verschiedene Klassen stehen sich hier als Verkörperung historischer Kräfte unversöhnlich gegenüber und indem die eine Klasse die andere auslöscht, glaubt sie,

das Kapitalverhältnis abgeschafft zu haben. Hier geht es dann also nicht mehr um ein Beziehungsverhältnis, sondern um dessen Verdinglichung. Dabei wurden im Stalinismus zwar Millionen hingerichtet, an der Beziehung zur Produktion änderte sich jedoch recht wenig, im Gegenteil wurde die Losung ausgegeben, man müsse gerade jetzt besonders viel arbeiten, um dem Druck von außen standhalten zu können. Es ist vermutlich kein Zufall, dass, wie Léon Poliakov es beschreibt, in der UdSSR Antisemitismus ein zunehmendes Problem wurde. (Vgl. Poliakov 2013) Da der realexistierende Sozialismus weiter von seiner Idee nicht hätte weg sein können, musste nach Schuldigen gesucht werden, welche ihn an seiner Verwirklichung hinderten. Diese Schuldigen wurden dann in den Jüdinnen und Juden gefunden, deren Assoziierung mit der Zirkulations-sphäre, also in dieser Denkform mit dem Kapitalismus *an sich*, auf eine lange Tradition zurückblicken kann. Die demütigende Erfahrung, den Kapitalismus nicht einfach überwinden, nicht umstandslos vernünftig einrichten zu können, wird auch heute in der politischen Linken vielfach damit kompensiert, einen vermeintlich einfachen Ausweg aus ihm zu phantasieren. In der ‚verkürzten Kapitalismuskritik‘ geht es dann darum, dass ein kleiner Prozentsatz der Menschen – sehr beliebt ist derzeit etwa die Rede vom 1% – für die Ungerechtigkeit im Kapitalismus verantwortlich sei und nicht etwa alle Menschen, die durch ihre Arbeitskraft dafür sorgen, dass er sich reproduziert. Diese Denkschablone hat zum Vorteil, sich

selbst, den eigenen Anteil, den man an den Verhältnissen hat, nicht hinterfragen zu müssen und suggeriert Handlungsfähigkeit: Wenn man weiß, wer die Schuldigen sind, dann weiß man auch, was zu tun ist.

Antiimperialismus

Eine ähnliche Bewegung der Komplexitätsreduktion finden wir in der Deutung internationaler Konflikte, welche innerhalb der politischen Linken häufig innerhalb eines antiimperialistischen Interpretationsrasters stattfindet. Thomas Haury schrieb einmal, das antiimperialistische Weltbild mache keine Fehler, er sei der Fehler. (Haury 2013: 152) Die Denkform des Antiimperialismus beruht maßgeblich auf dem Paradigma nationaler Selbstbestimmung, jedes ‚Volk‘ möge über sein eigenes Geschick verfügen. Kritisiert werden hier vor allem globale Interventionen mächtiger Staaten, denen dann aber häufig die vermeintliche Ursprünglichkeit autochthoner Gemeinschaften entgegengesetzt wird. Für die bundesdeutsche Linke haben diese Konflikte vielmals die Funktion von Stellvertreterkämpfen gehabt. Während die revolutionäre Umwälzung im eigenen Land in weite Ferne gerückt war, hat sich die Hoffnung auf Befreiungsbewegungen im Trikont wie auch auf die Kurden oder Palästinenser verschoben. So wichtig die Erlangung nationaler Souveränität beim Kampf gegen Unterdrückung auch sein kann, so einseitig ist doch vielmals die antiimperialistische Interpretation der Konfliktursachen. Häufig wird hier ein Manichäismus bedient, nachdem allein die USA und Israel für kriegerische Auseinandersetzungen ver-

antwortlich gemacht werden. Sie werden als ‚künstliche‘ Gesellschaften einer ‚natürlichen‘ Gemeinschaft gegenübergestellt, wobei letztere damit als vorpolitische Einheit ohne innere Widersprüche bevormundet wird.

Antiimperialistische Kämpfe waren immer auch antikolonial, Teile der postkolonialen Theorie und sich darauf gründende politische Bewegungen lassen sich insofern teils auch als Fortsetzung antiimperialistischer Ansätze auffassen. Postkoloniale Ansätze sind bezüglich einer Kritik der Nachwirkungen des Kolonialismus bedeutsam und das gerade dort, wo sie etwa mittels historischer Analysen Kontinuitäten und Diskontinuitäten aufzeigen. Schwierig wird es aber, wenn sich das Denken in allzu simplen Dichotomien erschöpft, in der Gegenüberstellung von „Osten“ und „Westen“, von „gut“ und „böse“, bzw. wenn „der Westen“ pauschal zum Feindbild wird. In der heutigen postkolonialen Theorie, welche wohl eine der derzeit gängigsten Ausdrucksformen antiimperialistischer Politiken ist, tradiert sich dieser instrumentelle Reduktionismus teilweise. Die notwendige Kritik des Westens schießt über das Ziel hinaus, wenn noch die historischen Errungenschaften der Aufklärung und das darin eingelassene Versprechen individueller Freiheit, negiert werden. Antikoloniale Theoretiker wie Frantz Fanon, der einen wichtigen Bezugspunkt für postkoloniale Ansätze darstellt, wusste um die Dialektik der Aufklärung und hielt Befreiung nur durch die Aufklärung und nicht gegen sie für möglich. Die Aufklärung ist

selbst immer wieder hinter sich zurückgefallen: Menschenrechte, die doch eigentlich universal sein sollten, galten vornehmlich für den weißen, ökonomisch relativ unabhängigen Mann. Als Olympe de Gouges die Realisierung von Menschenrechten auch für Frauen verlangte, wurde sie hingerichtet, als die Sklaven im heutigen Haiti das gleiche versuchten, erging es ihnen ähnlich. Die Ideologien des Rassismus, Sexismus und Antisemitismus bedienten sich der zur technischen Rationalität verkümmerten Ideen der Aufklärung, um ihre Menschenverachtung zu legitimieren, und dennoch bleibt an den Idealen der Aufklärung festzuhalten, sie gerade dort einzufordern, wo sie sich in ihr Gegenteil zu verkehren drohen. Für die politische Linke folgt daraus, auf der Idee der Universalität der Menschenrechte, im Sinne einer radikalen Anerkennung der einzelnen Subjekte mitsamt ihren Unterschieden zu beharren. *Den* Westen und mit ihm *die* Aufklärung pauschal zum Problem zu erklären, birgt die Gefahr in Hass auf diejenigen umzuschlagen, welche historisch betrachtet immer wieder als Verkörperung westlicher Werte wie Universalismus, Freiheit, Individualismus und Rationalität galten und gelten: Jüdinnen und Juden.

Das geschieht auf unterschiedliche Weise, sei es weil alle Juden weltweit verantwortlich für die Politik Israels gemacht werden oder indem Juden und Jüdinnen in der postkolonialen Theorie gar nicht mehr als auch von rassistischer Diskriminierung und Gewalt Betroffene wahrgenommen werden, weil sie als „weiß“ und damit der Dominanz-

gesellschaft zugehörig betrachtet werden. Das ignoriert nicht nur die Anfeindungen, denen Juden und Jüdinnen ausgesetzt sind, sondern tut auch so, als gäbe es keine jüdischen *People of Color*.

Es erscheint nicht sinnvoll, alle progressiven Momente der Aufklärung unter Verweis auf die regressiven einfach von vornherein abzulehnen. Umgekehrt würde aber ein allzu emphatischer Bezug auf die Aufklärung, der die regressiven Elemente nicht reflektiert und kritisiert, die trotz allem enthaltenen progressiven Momente letztlich a priori negieren, da die enthaltenen Widersprüche mitgedacht werden müssen, um nicht im gleichen Zuge hinter sinnvolle Ansprüche von Freiheit und Gleichheit zurückzufallen. Die Dialektik der Aufklärung mitzudenken, heißt folglich die aufklärerischen Forderungen gegebenenfalls immer wieder kritisch gegen ihre Autoren zu richten und letztlich auch reflexiv gegen den eigenen Partikularismus.

Erinnerungspolitik

Das dritte Feld – die Erinnerungspolitik – scheint vielleicht zunächst wenig naheliegend für die Diskussion von Antisemitismus innerhalb der politischen Linken: Ist es doch in vielerlei Hinsicht maßgeblich der Kritik der Linken zu verdanken, dass der Mantel des Schweigens über die Shoah in der Bundesrepublik zumindest teilweise gelüftet und der breite Konsens, von alledem nichts gewusst zu haben, Risse bekam. Während die sogenannte Neue Linke in den 1950er und zu Beginn der 1960er Jahre noch stär-

ker die theoretische wie praktische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und dem für ihn fundamentalen Antisemitismus suchte, entwickelte sich parallel zu internationalen linken Bewegungen ein Faschismusbegriff, der immer diffuser wurde, „der im Laufe der Entwicklung der Neuen Linken immer mehr seine Spezifika verlor und letztlich nahezu alles umfasste und dadurch fast nichts mehr aussagte – die ‚ganze Nazi-Scheiße‘ eben.“ (Oy 2014: 96) In den international wachsenden linken Bewegungen wurde der Antiimperialismus gerade auch im Zuge des Protests gegen den Vietnamkrieg zu einem Kernthema. Insbesondere in Folge des Sechs-Tage-Krieges im Juni 1967 wurde auch Israel bei der neuen Linken zunehmend in deren Imperialismuskritik einbezogen. In der Folge entwickelte sich in der radikalen Linken eine proarabische und antizionistische Haltung – die oft nicht frei von Antisemitismus war (vgl. Bergmann 1997: 302f.). Gleichzeitig stellte sich die Protestbewegung in der BRD als eine dar, die sich in Opposition zur Generation der Nazi-TäterInnen verstand, wodurch sie sich von Rassismus und Antisemitismus gefeit wähnte. Es sollte sich aus dem generationellen Zusammenhang gelöst, das Band zu den Eltern gekappt werden, wodurch jedoch im Gegenteil die Verstrickungen in Gefühlserbschaften bewusstlos blieben, was einer kritischen Selbstreflexion im Wege stand. Vermeintlich unbelastet von deutscher Schuld blieb die Reproduktion von Antisemitismus vielmals unbemerkt: Man glaubte objektiver beispielsweise über die Politik Israels oder

jüdische Immobilienhändler urteilen zu können als die schuldbelastete Elterngeneration und exekutierte dabei doch nur deren transgenerational weitergegebene Ressentiments.

Hinzu kommt, was Christian Schneider und Ulrike Jureit (2010) „opferidentifiziertes Gedenken“ genannt haben. Hier setzt sich verkürzt gesagt das Bewusstsein nicht-jüdischer Deutscher selbst anstelle der Opfer der Shoah. Daraus können vereinnahmende und gleichzeitig verharmlosende Vergleiche resultieren, wie es etwa im Zuge der Studierendenproteste Ende der 1960er Jahre der Fall war, wenn bisweilen die Rede davon war, die Protestierenden heute würden wie die Juden damals behandelt. Es wird sich emphatisch und vielmals unterschiedslos auf die Opfer nationalsozialistischer Verfolgung bezogen und gleichzeitig der Blick von den Täterinnen und Tätern sowie den Ursachen des Verbrechens abgewendet. Das Gedenken wird entkonkretisiert und instrumentalisiert. (Vgl. Schwietering 2003) Nicht die solidarische Haltung gegenüber den Verfolgten und ihren Nachkommen steht im Vordergrund, sondern ein positives Selbstbild zu erlangen. Eine solche Selbstidentifizierung ist auch deshalb so problematisch, weil sie leicht in ihr Gegenteil umschlagen kann, sobald das Objekt, sich nicht mehr entsprechend seiner Funktion für den eigenen Affekthaushalt verhält. Etwa wenn als Opfer identifizierte, Verhaltensweisen an den Tag legen, die dem Bild von ihnen nicht entsprechen und somit etwa das wohlige Gefühl auf der Seite der Schwachen und Unter-

drückten zu stehen, gestört wird. Einen solchen Umschlag können wir beispielsweise im Umgang der deutschen Linken mit Israel im Zuge des sogenannten Sechstagekrieges beobachten: Wie Moishe Postone schreibt, war keine europäische Linke vor 1967 so pro- und danach so antiisraelisch eingestellt (vgl. Postone 2005: 174). Israel als Staat zu erleben, der seiner eigenen Vernichtung trotzen kann, also nicht mit der ihm zugedachten Opferposition übereinstimmt, scheint die vormals positive Identifikation gebrochen zu haben, was darauf hindeutet, dass die frühere Solidarität mit Israel instrumentellen Charakter hatte.

Implikationen für die Bildungsarbeit

Zuletzt soll es um eine Frage gehen, die uns in der politischen Bildungsarbeit immer wieder begegnet: Wie kann Antisemitismus angesichts dessen, dass er in der Regel nicht offen, sondern über Umwege zum Ausdruck kommt, denn eigentlich als solcher erkannt werden, wie bemerkt man, wenn in eine solche Denkform zurückgefallen wird?

Hierzu lassen sich mindestens zwei Wege benennen, die ineinander verschränkt und für antisemitismuskritische Bildungsarbeit generell wichtig sind – nicht nur in linken Kontexten: Die historisch informierte Bildanalyse und die Frage nach der gesellschaftlichen und psychischen Attraktivität. Unter historisch informierter Bildanalyse ist hierbei zu verstehen, dass man sich der langen Tradition antijüdischer Denkfiguren und Bilder bewusst wird, um entsprechende Muster auch dort zu erkennen, wo

sie in aktualisierter Form auftreten, etwa wenn im Zuge des Vorwurfs, Israel würde das Trinkwasser der Palästinenser vergiften, das jahrhundertealte Bild vom Juden als Brunnenvergifter aufgerufen wird. Die Ausdrucksformen von Antisemitismus wandeln sich ständig und stehen gleichzeitig in einer langen Tradition: Es gibt ein Bilderrepertoire, auf welches immer wieder zurückgegriffen wird. Diese Bilder sind gesamtgesellschaftlich weit verbreitet, sodass davon ausgegangen werden muss, dass man selbst zumindest einen Teil davon mitträgt und bewusstlos reproduziert. Es geht nicht allein darum, Antisemitismus bei anderen zu erkennen, sondern auch darum, sich die eigenen antisemitischen Bilder bewusst zu machen und Sensibilität für die Perspektive der von Antisemitismus Betroffenen zu entwickeln: Die Gewissheit, immer auf der richtigen Seite zu stehen, muss sich erschüttern lassen, was nicht nur den Mut braucht, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, sondern auch den Mut, diesem gegebenenfalls zu misstrauen. Die Frage nach der gesellschaftlichen und psychischen Attraktivität von Antisemitismus verweist darauf, die eigenen Denkweisen und den eigenen Blick auf Gesellschaft kritisch zu hinterfragen. Wo hat man etwa selbst Probleme, die Komplexität der Welt mit all ihren Widersprüchen auszuhalten? Wo driftet das eigene Denken in die Verdinglichung ab?

Im Folgenden soll das anhand von zwei Beispielen für Formen des Antisemitismus geschehen, die in linken Kontexten besonderen Anklang finden, auch wenn es sich

hierbei nicht um einen per se linken Antisemitismus handelt. Am ersten Beispiel, der Krakensymbolik im Kontext von globalisierungskritischen Demonstrationen, zeigt sich die personalisierende Kapitalismuskritik und am zweiten Beispiel, der BDS-Bewegung, verschränken sich problematische Aspekte von Antiimperialismus und Erinnerungspolitik.

Nehmen wir das Beispiel der auf vielen globalisierungs- und sich kapitalismuskritisch gebenden auftauchenden Darstellung von Kraken. Immer wieder finden sich oft aufwändig gebaute große Kraken auf Demonstrationen, die gerne auch noch mit Fotos von führenden Politiker_innen versehen werden, wie etwa bei den Demonstrationen gegen den G20-Gipfel in Hamburg. Wer die Verwendung dieser Symbolik historisch einordnen kann, kennt dieses Bild der weltumspannenden Krake etwa aus der NS-Zeit, wo die Krake dann noch mit einem Davidstern markiert wurde, damit auch kein Zweifel an der antisemitischen Konnotation besteht. Die Krake symbolisiert, dass es irgendwo einen „Kopf“ gibt, von dem sich Arme über und um die Welt spannen und alles kontrollieren – eine klassische Weltverschwörungsideologie, die suggeriert, wenn einzelne führende Persönlichkeiten oder auch das 1% verschwunden wären, wäre die Welt gerechter, obwohl sich an den gesellschaftlichen Bedingungen damit nichts geändert hätte. Die historische Informiertheit über entsprechende Bilder, verweist darauf, dass man hier genauer hinschauen sollte. Die zweite Frage ist dann, was macht diese Art der Dar-

stellung und solche Versuche der Welterklärung attraktiv? Die Machtstrukturen und Bedingungen für politische Entscheidungen sind gerade in der sich immer weiter globalisierenden Welt komplex, es ist also zunächst einmal verständlich, dass nach Erklärungen gesucht wird. Gleichzeitig lassen sich die Ursachen etwa für globale Ungerechtigkeiten nicht mit der Macht von Einzelpersonen oder der Macht einer bestimmten Gruppe oder des 1 % erklären. Insofern gilt es allzu einfache Welterklärungsversuche zu irritieren. Gesellschaftliche Ungerechtigkeiten gehören natürlich dennoch kritisiert und entsprechenden Bedürfnissen sollte auch Raum gegeben werden, aber dann gehört es auch dazu, gesellschaftliche Machtverhältnisse und Strukturen in ihrer Komplexität genauer zu beleuchten und auch nach der jeweils eigenen Rolle zu fragen. Der Reiz der simplen Schuldzuweisung mag darin liegen, dass man sich auf der Seite der Gerechtigkeit wähnt und zudem lässt sich Handlungsfähigkeit suggerieren, wirkliche politische Handlungsfähigkeit wird aber nur da erlangt, wo politische Prozesse und gesellschaftliche Machtverhältnisse auch durchschaut und in ihren historisch konkreten Bedingungen begriffen werden.

Als anderes Beispiel lässt sie die Boycott-Divestment-Sanctions Bewegung (BDS) nennen: Wer um die geschichtlichen Bilder jüdischer Geschäfte im nationalsozialistischen Deutschland weiß, vor denen SA-Männer mit Schildern stehen, mit denen die Volksgemeinschaft aufgefordert ist, nicht beim Juden zu kaufen, dem wird es nicht

schwer fallen zu sehen, dass ähnliche Motive wieder auftauchen. Das Unbehagen, welches einen dabei beschleichen kann, ist ein erster Indikator, dass etwas im Argen liegen könnte, dass ein genaueres Hinschauen notwendig sein kann. Nun wissen in Deutschland wohl die meisten um diese Bilder und dennoch gibt es Unterstützung für BDS, (wenn auch weniger als etwa in Großbritannien). Hier ist es dann notwendig nach ihrer Funktion und Attraktivität zu fragen: Die Ressentiments in der BDS-Bewegung können beispielsweise in Deutschland im Zeichen der Schuldabwehr stehen.³ Dass sich BDS Berlin 2017 zwar ausgerechnet den 9. November ausgesucht hat, um gegen Israel zu protestieren, ist sicher kein Zufall, sondern hat die entlastende Funktion, die von der eigenen Gesellschaft begangenen Verbrechen von gestern von sich zu weisen und stattdessen auf vermeintliche Täter von heute zu zeigen.⁴ BDS ist gerade für viele sich als

3 Zur Attraktivität von BDS in Ländern wie Frankreich und Großbritannien, wäre ein genauerer Blick auf die Geschichte dieser beiden Staaten als ehemalige Kolonialmächte im Nahen Osten zu richten, auch hier ließen sich so sicherlich, wenn auch etwas anders gelagerte, Motive der Schuldabwehr sichtbar machen.

4 Zwar stand die Aktion im Kontext eines von Aktivist_innen in anderen Ländern ausgerufenen „Global Day of Action for a World without walls“, in dessen Rahmen etwa auch die Mauer zwischen den USA und Mexiko kritisiert wurde, im Fokus stand aber stets die angebliche „Apartheidmauer“ in Palästina und BDS Berlin führt die Tatsache, dass Mauern gebaut werden, generell auf Israel zurück, das erheblich zu

links definierende Menschen ein attraktives Angebot, dass eine eindeutige Positionierung ermöglicht und politische Handlungsfähigkeit verspricht. Diese vermeintliche Sicherheit auf der „richtigen“ Seite zu stehen, gilt es zu irritieren, um der einfachen schwarz-weiß Malerei zu begegnen und differenziertere und vielschichtigere Bilder der israelischen und der palästinensischen Gesellschaft zu entwickeln.

In der politischen Bildungsarbeit wird uns gegenüber immer wieder der Wunsch nach einfachen Handreichungen artikuliert, nach Regeln, die einem dabei helfen sollen, antisemitische von nicht-antisemitischer Kritik zu trennen. Es gibt in Bezug auf israelbezogenen Antisemitismus etwa den sogenannten 3D-Test Nathan Sharanskys, bei welchem danach gefragt werden soll, ob die Kritik an politischen Handlungen der israelischen

einer „neuen weltweiten Ära der Mauern“ beigetragen habe. Teile der Bewegung mögen sich damit positiv auf den Fall der Berliner Mauer am 9. November 1989 beziehen. Wenn der BDS in Deutschland entsprechende Aktionen am 9. November macht, verweist das aber auf einen zweifach problematischen Umgang mit der Geschichte. Zum einen zeigt sich hier eine Ignoranz gegenüber den jüdischen Verfolgten des NS-Regimes, wenn ausgerechnet der Tag der Pogrome gegen die jüdische Bevölkerung für die Mobilisierung zu Boykott-Aktionen gegen den jüdischen Staat genutzt wird, und zum anderen werden solche Formen bundesdeutscher Erinnerungspolitik bedient, die den Fall der Mauer immer lautstärker feiern, während die Bedeutung, die der Erinnerung an die Novemberpogrome beigemessen wird, stetig nachlässt.

Regierung oder Bevölkerung damit einhergeht, dass Israel delegitimiert, dämonisiert oder nach Doppelstandards bemessen wird. Ist eine der drei Kriterien erfüllt, sollte nach Sharansky ein genauerer Blick auf die Aussage gelegt und sie gegebenenfalls als (strukturell) antisemitisch kritisiert werden. Für regressive Kapitalismuskritik gibt es unseres Wissens nach keine ähnliche Faustregel, jedoch würden wir zwei Heuristiken vorschlagen diese zu erkennen: Zum einen suggerieren ‚verkürzte‘ Erzählungen vom Kapitalismus zumeist, dass aus der Gleichung des Kapitalismus nur eine Variable – etwa das Bankwesen, einzelne Akteure oder eine Klasse – entfernt werden müsste, damit alles gut wird. Wo eine Ursache isoliert und für das Ganze der kapitalistischen Misere gehalten wird, liegt der Verdacht nahe, dass hier eine Schuldzuweisung erfolgt, die der Struktur nach latent antisemitisch oder zumindest offen für Antisemitismus ist.

Zum zweiten scheint uns Kapitalismuskritik immer dann bedenklich zu werden, sobald sie einen selbst vom kapitalistischen Zusammenhang ausklammert. Kapitalismus ist ein gesellschaftliches Verhältnis, an welchem alle Individuen Anteil haben. Wo sich die Kritiker_innen außerhalb des Kritisierten wähnen, wird ein Manichäismus bedient, der abermals den Kapitalismus in eine gute und eine böse Seite aufspaltet. Stattdessen gilt es Macht- und Herrschaftsverhältnisse in ihrer Komplexität und Widersprüchlichkeit zu betrachten.

Die Forderung nach Abschaffung des Kapitalismus und die damit verbundene Utopie

einer befreiten Gesellschaft, also einer Gesellschaft in der soziale Ungerechtigkeiten aller Art abgeschafft sind, in der sich ohne Angst verschieden sein lässt, bleibt solange utopisch, solange nicht auch die Reproduktion des Kapitalismus im Alltag berücksichtigt wird. Wer nicht mitdenkt, dass er_sie selbst Teil der Gesellschaft ist, die all diese Ungerechtigkeiten, wie rassistische, sexistische und antisemitische Ideologien produziert, mag vermeintlich einfache Lösungen aufzeigen, fällt damit aber auch hinter den eigenen Anspruch auf eine befreite Gesellschaft zurück. Gesellschaftliche Ungerechtigkeiten müssen konkret im Hier und Jetzt kritisiert werden und das bleibt als antikapitalistische ebenso wie als alltägliche demokratische und selbstkritische Praxis wichtig.

Literatur:

Bergmann, Werner (1997): Antisemitismus in öffentlichen Konflikten. Kollektives Lernen in der politischen Kultur der Bundesrepublik 1949-1989. Frankfurt am Main.

Jureit, Ulrike & Schneider, Christian (2010): Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung. Stuttgart: Klett-Cotta.

Haury, Thomas (2013): Zur Logik des bundesdeutschen Antizionismus. In: Léon Poliakov: Vom Antizionismus zum Antisemitismus. Freiburg, ça ira, S. 125-159.

Oy, Gottfried (2014): Die Neue Linke und der Nationalsozialismus. In: Ders./Schneider, Christoph: Die Schärfe der Konkretion. Reinhard Strecker, 1968 und der Nationalsozialismus in der bundesdeutschen Historiografie. Münster, Westfälisches Dampfboot, S. 93-156.

Poliakov, Léon (2013): Vom Antizionismus zum Antisemitismus. Freiburg, ça ira.

Postone, Moishe (2005): Deutschland die Linke und der Holocaust. Politische Interventionen. Freiburg: ça ira.

Schwietring, Marc (2003): Konkretionen des Erinnerns. Der Wandel des Gedenkens an historischen Stätten der NS-Verbrechen. In: M. Klundt, S. Salzborn, M. Schwietring & G. Wiegel (Hrsg.): Erinnern, verdrängen, vergessen. Geschichtspolitische Wege ins 21. Jahrhundert. Gießen, NBKK, S. 137–174.

Über die Autor_innen:

Dr. des. Katharina Rhein ist Mitarbeiterin im pädagogischen Team der Bildungsstätte Anne Frank und Ko-Leiterin der Forschungsstelle NS-Pädagogik an der Goethe-Universität Frankfurt am Main

Tom David Uhlig ist ebenfalls pädagogischer Mitarbeiter der Bildungsstätte Anne Frank sowie Lehrbeauftragter der University of Applied Sciences Frankfurt. Er ist Mitherausgeber der *Freien Assoziation. Zeitschrift für psychoanalytische Sozialpsychologie*.

Antisemitismuskritische Bildung in der Migrationsgesellschaft – Erkenntnisse für die Praxis.

Eine Podiumsdiskussion mit Türkân Kanbıçak, Sascha Schmidt, Sebastian Schmidt und Gottfried Köbler

Gottfried Köbler: Zunächst bitte ich alle drei, die Eindrücke der Tagung aus Perspektive ihrer spezifischen institutionellen Arbeit zu beschreiben.

Sascha Schmidt: Das Thema Arbeitswelt ist ein sehr breites und birgt, wie es die letzten Bundestagswahlen gezeigt haben, große Herausforderungen für die Gewerkschaften. Probleme mit Rechtspopulismus beispielsweise, so kritisch der Begriff gesehen werden muss, haben sich darin gezeigt, dass 15% der Gewerkschaftsmitglieder Positionen der AfD zustimmen. Das ist grundsätzlich keine neue Erkenntnis, insofern, dass die Gewerkschaften in vielen Bereichen der Einstellungsmessungen Spiegelbild der Gesellschaft sind.

Zudem würde ich sagen, dass auch im organisierten Bereich der Gewerkschaften, den wir erreichen, schon lange ein Spannungsverhältnis bezüglich unserer Werte gegenüber den Zustimmungen zu menschenverachtenden Einstellungen besteht. Da stehen wir immer wieder vor der Herausforderung, dass wir an viele Menschen mit unseren Positionen und Bildungsangeboten nicht herankommen und aus diesem Grund immer

wieder adäquate Formate suchen müssen mit denen wir die bestehenden Probleme thematisieren können. Und diese Probleme sehe ich vor allem bei Themen, die im Zusammenhang mit der Arbeitswelt stehen. Also soziale Verwerfungen, dem Gefühl abgehängt zu sein und der Suche nach einer Komplexitätsreduktion im Kapitalismus. Gerade in letztgenanntem sehe ich Probleme in Bezug auf wiederkehrende antisemitische Bilder.

Ein konkretes Beispiel ist etwa die TTIP-Demo hier in Frankfurt. Da war die bildliche Sprache der verkürzten Kapitalismuskritik gut zu beobachten. Das stellt uns auch vor die Herausforderung: Wie gehen wir eigentlich damit um, dass wir Menschen vertreten, ansprechen und politisieren wollen beziehungsweise auch befähigen wollen selbst aktiv zu werden, die vor der Komplexität des Kapitalismus stehen und zugleich auch klare Antworten suchen? Wie können wir Reflexionsprozesse in Gang setzen, um diese Menschen sprachfähig zu machen, ohne dass sie in die eben beschriebene Falle tappen.

Die zweite Herausforderung, die ich sehe, liegt im Bereich der Gedenk- und Erinnerungsarbeit. Hierzu haben die Gewerkschaften schon aus der Geschichte heraus eine klare Positionierung. Dennoch kommt es zu Vereinfachungen in Bezug auf die zeitliche Abfolge, dass also die Gewerkschaften schon im Mai 1933 verboten wurden, der Beginn der Shoa jedoch deutlich später war. Da erfolgt manchmal eine fragwürdige Interpretation mit Blick auf eine Hierarchisierung

oder eine Gleichsetzung von Opfer- oder Betroffenenengruppen. Und zugleich müssen wir auch feststellen, dass antisemitische Bilder vorhanden sind, die heute bereits als Schuldabwehr beschrieben wurden. Diese Positionen werden aufgrund unserer Werte von diesen Personen vielfach aber nicht laut ausgesprochen

Türkân Kanbıçak: Ich vertrete die Perspektive der Schule und möchte erstmal vorweg schicken, dass Schule als Institution schon eine sehr homogenisierende Einrichtung ist. In ihr existieren sehr viele Vorannahmen, eine homogene Lerngruppe wird beschlossen. In diesem Kontext muss natürlich auch die Lehrerausbildung, also das Lehramtsstudium und auch die zweite Phase der Lehrerausbildung, das Referendariat, stärker in den Fokus genommen werden, weil dort keine Vorbereitung auf den Umgang mit heterogenen Lerngruppen stattfindet.

Das ist die institutionelle Seite, die andere Perspektive ist die der individuellen Lehrkräfte und deren Haltungen. Da kann ich Astrid Messerschmidt natürlich nur zustimmen, dass es immer eine Frage der persönlichen Haltung ist, wie man mit Diskriminierung umgeht. Deswegen kann das Argument, dass die Lehrpläne keinen Raum für antisemitismuskritische oder auch für rassismuskritische Bildungsarbeit bieten, überhaupt nicht angenommen werden. Es sind vielmehr die Fragen: Woher nehme ich mir die Stunden, wie organisiere ich das und wie gehe ich damit um?

Darüber hinaus muss ich jetzt zur Rechtfertigung der Lehrkräfte auch sagen, dass dieser Beruf ein sehr belastender ist. Nicht hinsichtlich des Inhalts, der teilweise auf Dauer ziemlich langweilig ist, sondern hinsichtlich der Komplexität der Kommunikation und Interaktion, die in so einem Unterrichtsraum stattfinden. Diese können sehr belastend sein und das ist eine schwierige Sache. Deswegen entwickeln viele Lehrkräfte auch sowas wie ein Raster, das filtert, was sie am Tag wahrnehmen und was nicht. Dazu sind sie mitunter gezwungen, weil das wirklich nicht so einfach ist. Das weiß ich, weil ich zehn Jahre als Ausbildungsbeauftragte im Studienseminar gearbeitet habe und Lehrkräfte in der zweiten Ausbildungsphase ausgebildet habe.

Die Frage ist: Wie gehen Lehrkräfte mit diesem Phänomen des Antisemitismus oder anderen Formen von gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit im Alltag um? Das ist wirklich eine schwierige Sache und ich teile den Standpunkt überhaupt nicht, dass wir mit Schülern mit Migrationshintergrund oder muslimischen Schülern bestimmte Themen nicht durchnehmen können. Ich denke, dass die Beschäftigung mit dem Holocaust nichts damit zu tun hat, ob jetzt meine Großeltern irgendwie in die Verbrechen der Shoa verwickelt waren oder nicht.

Das ist eine Frage, die betrifft jeden, das ist eine Frage von Demokratiebildung, von Demokratieerziehung und insofern würde ich diese Differenz nicht aufmachen. Und genau das war auch mein Zugang zum pädagogischen Zentrum. Gottfried Kößler habe ich

kennengelernt, als ich als Lehrerin mit Migrationshintergrund an der Berufsschule, an der es noch nie ein solches Projekt gegeben hatte, ein großes Projekt zum Ersten Weltkrieg und zum Nationalsozialismus inklusive Gedenkstättenbesuch durchgeführt habe. An diesem Projekt beteiligt waren bildungsbenachteiligte Klassen, also Klassen mit Schülern ohne Hauptschulabschluss. In diesen waren auch zwei Schülerinnen, die palästinensischer Herkunft sind. Nach diesem Projekt, das ich an dieser Berufsschule gemacht habe, ist leider nie wieder ein solches entstanden. Das heißt alle sagen mir: Hast du toll gemacht Türkün, großartig! Manche Schüler waren am Anfang auch kritisch, ich will nicht sagen, dass es ganz einfach war. Aber danach waren sie total beeindruckt. Eine Schülerin hat mir einen Brief geschrieben, in dem sie sich bei mir für den Einblick bedankte, den ihr dieses Projekt ermöglicht hat. Um nochmal auf das Thema der Tagung zu kommen: Ich finde nicht, dass wir die Schüler auseinander dividieren sollten in Migranten, Muslime oder in Sonstige. Ich finde, dass es unser aller Pflicht ist, sich mit der Geschichte zu beschäftigen!

Sebastian Schmidt: Ich freue mich erst einmal hier zu sein, weil ich mich so ein bisschen als Exot fühle. Denn die Arbeit eines Sportverbandes wird auf dem ersten Blick nicht per se mit Bildungsarbeit verknüpft. Viele glauben, es sei primär die Aufgabe eines Sportverbandes Sport zu organisieren. Aber insofern bin ich vielleicht dann doch nicht ganz umsonst hier, weil es im DFB unser Ziel ist, Sport natürlich wertorientiert

zu organisieren. Dazu gehört auch, dass alle Menschen, die Fußball spielen wollen oder am Rand dem Fußball beiwohnen möchten, die Möglichkeit dazu haben müssen, dies diskriminierungsfrei zu tun.

Vorab, um zu verstehen, was der DFB überhaupt ist: Der DFB ist die Dachorganisation des deutschen Fußballs. Wir haben etwa sieben Millionen Mitglieder, davon sind 1,4 Millionen Ehrenamtler, die sich Woche für Woche engagieren, indem sie beispielsweise Kinder trainieren oder den Vorstand eines Vereins organisieren. Also wir haben eine sehr breite Struktur. Insgesamt spielen in Deutschland 18 Millionen Menschen Fußball und über 40 Millionen sind daran interessiert, wenn Deutschland vielleicht dann auch nächstes Jahr im Weltmeisterschaftsfinale steht. Also von daher glaube ich, hat Fußball erstmal eine unfassbar große Strahlkraft und ist ein hervorragendes Medium, um einerseits Bewegung, aber andererseits auch Werte zu vermitteln oder einen wertorientierten Rahmen zu bieten, sich in einer Gesellschaft zu bewegen. Und der DFB macht das Ganze strukturiert, also in der Form, dass es eine Abteilung gesellschaftliche Verantwortung gibt. Begonnen damit, sich diesen gesellschaftlichen Entwicklungen auch strukturiert zu nähern, hat der DFB anlässlich der WM 2006. Im Vorfeld der WM hat sich der DFB erstmals dezidiert dem Thema Integration gewidmet, weil festgestellt wurde, dass ungefähr zwanzig Prozent der Menschen in Deutschland einen Migrationshintergrund haben. Man hat sich die Frage gestellt unsere Mitglie-

der genügend interkulturelle Sensibilität mitbringen, um mit den Spielerinnen und Spielern umzugehen. Inzwischen, zehn Jahre später, ist daraus ein unfassbar breites Feld entstanden. Wir reden heute von Vielfalt und Antidiskriminierung – thematisiert wird etwa Antisemitismus oder der Umgang mit homosexuellen Fußballerinnen und Fußballern im Verein. Herr Dr. Mendel hat vorhin im Zwiegespräch von einer ständigen Überforderung gesprochen: Von dieser Einschätzung fühle ich mich in jedem Fall ganz gut angesprochen!

Lassen Sie mich jedoch noch einmal kurz Bezug auf die WM 2006 nehmen. Im vorangegangenen Vortrag haben wir Bilder von der Fan-Meile in Berlin mit all den Deutschlandflaggen gesehen. Es gibt durchaus Studien, die behaupten, dass solche Turniere einem übersteigerten Nationalismus Vorschub leisten. Aber lassen sie mich hier noch einmal anmerken, dass ein vierwöchiges Event bei Menschen keine nachhaltigen Persönlichkeitsveränderungen hinterlässt. Nationalistische Einstellungen gab es und gibt es auch nach Sportgroßveranstaltungen. Es ist meines Erachtens nichtsdestotrotz die Aufgabe eines Veranstalters und der Teilnehmernationen, dass ein solches Turnier im gegenseitigen Respekt durchgeführt wird. Das damalige Motto „Die Welt zu Gast bei Freunden“ unterstrich diesen Ansatz ganz deutlich. und eben dazu habe ich auch eine entsprechende Meinung, was so eine WM in Persönlichkeitseinstellungen verändern oder auch nicht verändern kann.

Gottfried Köbler: Vielen Dank für diese erste Einschätzung, die den individuellen Reflexionshintergrund aufzeigt. Mir ist beim Zuhören eben aufgefallen, dass es zumindest in den Bereichen der Gewerkschaft und des Fußballs nicht zuletzt darum geht, wie sich jemand, die oder der dort organisiert ist, eigentlich selbst identifiziert – und wie dann die entsprechende Organisation darauf reagiert.

In Schulen geht es ja eher darum, wie man eingeordnet wird, als darum, wie man sich selbst einordnet: in die Hauptschule oder in das Berufsbildungsjahr oder wirklich in weiterführenden Schulen. Und gleichzeitig stellt sich die Frage, wie diese Identifikation in dieser Organisation bezogen ist auf soziale, nationale, womöglich rassistische oder antisemitische Markierungen. Was für eine Rolle spielen diese? Also was für Identifikationen gibt es da und wie geht man damit um? Sie hatten das ja eben in Bezug auf Nationales beim Fußball angesprochen. Beim DGB dominiert vielleicht das Soziale und bei der Schule das Aufsteigen, das Sich-durchsetzen-wollen. Wie gehen Sie in ihrem jeweiligen Arbeitsfeld mit der Spannung zwischen den Zuschreibungen, den Selbstbildern und den Zwängen der Institution um?

Türkân Kanbıçak: Also im Kontext Schule ist es außerordentlich wichtig, dass man Selbstreflexion betreibt. Viele denken, dass sie nur durch die gewählten Interaktionsformen auf die Schülerinnen wirken, ich glaube jedoch, dass man mit seiner ganzen Persönlichkeit Einfluss nimmt. Deswegen ist Selbstreflexion das A und O einer Professi-

onalisierung im Kontext von Bildung. Nicht nur in der Schule, sondern allgemein in der Bildung.

Wir haben heute Morgen öfter gehört, wie wichtig Diversität ist, und dass wir mehr Lehrer mit Migrationshintergrund brauchen. Grundsätzlich stimme ich dem zu, allerdings habe ich auch festgestellt, dass ein Migrationshintergrund an sich noch kein Garant dafür ist, dass diese Lehrkräfte über ihre eigenen Biographie reflektieren können und nicht die gängigen Vorurteile gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund selbst internalisiert haben und wiedergeben. Viele von denen sind leider sehr stark assimiliert. Sie glauben, da sie den Aufstieg geschafft haben, müssten sie jetzt diese Vorurteile komplett bestätigen. Das hat viel mit dem Anpassungsprozess zu tun, der ihnen abverlangt wird. Es ist so relativ schwierig, sich eine eigene Persönlichkeit zu bewahren, ohne die Herkunft zu leugnen, zu ihr zu stehen und gleichzeitig in dieser Gesellschaft hier anzukommen. Bis 1993 konnten diese Menschen aufgrund des Beamtenrechts gar kein Lehramt studieren. Auch diesbezüglich bedarf, denke ich, eigentlich das ganze Bildungssystem einer konkreten Reformierung. Das ist wirklich ein wichtiges Feld, das bearbeitet werden müsste, weil wir ja auch in der Schule ganz viel Wissen, viele Verhaltensweisen und Werte transportieren und reproduzieren.

Sascha Schmidt: Also zunächst möchte ich nochmal darauf hinweisen, dass die Gewerkschaften in ihrer Zusammensetzung extrem heterogen sind – wahrscheinlich

genauso heterogen wie die Gesellschaft in Deutschland an sich. Und das bildet sich auch in der Frage nach der Identität der Gewerkschaft oder ihrer Mitglieder ab. Da geht es zwar viel mehr um die soziale Frage, also um soziale Identität. Allerdings spielt bei vielen sicherlich auch die nationale Identität eine Rolle, die sich dann in der Zustimmung zur AfD ausdrücken kann. Viele Entscheidungen, die Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen betreffen, werden ja auch auf nationalstaatlicher Ebene getroffen. Das ist also schon noch der Referenzrahmen, der glaube ich dazu führt, dass dieser Bezug zu einem nationalen Kollektiv nochmal ausgeprägt wird.

Gleichzeitig liegt auch diesbezüglich eine Heterogenität insofern vor, dass es sehr viele Mitglieder gibt, die eine sehr internationale Perspektive einbringen. Das hakt oft aber auch an der Frage der Übersetzung: Also was heißt das für die Kollegen und Kolleginnen in Sevilla, wenn ein Werk in Bochum beispielsweise geschlossen wird? Das sind im Prinzip Fragen auf die vielfach keine dezidierten Antworten da sind, weil der eigene Arbeitsplatz einem oft erstmal am nächsten ist. Es existieren also reale Probleme, was eine Identitätsbildung im progressiven Sinne anbelangt.

Man muss glaube ich sehr stark unterscheiden zwischen Menschen, die bei uns organisiert und sehr engagiert sind, die oft einen reflektierten Prozess durchlaufen, auch was die eigene politische Identität anbelangt, und vielen Menschen, die bei uns organisiert, jedoch sehr weit weg von unseren

Werten sind. Also solche, die noch nicht mal, um es plakativ auszudrücken, unsere Zeitschriften lesen, in der wir unsere Positionen verbreiten. Dort schreibt der Bundesvorsitzende des DGB ganz klar: Wir reden nicht mit AfD-Funktionären, das kommt überhaupt nicht in die Tüte! Das interessiert aber offenbar die 15% der Gewerkschaftsmitglieder, die der AfD zustimmen, nicht wirklich. Da stehen wir einfach vor einem Spannungsverhältnis und einer Heterogenität. Zugleich gibt es eine lange Tradition betrieblicher antirassistischer Arbeit. Der sogenannte Kumpelverein initiierte in den 80er Jahren beispielsweise die Kampagne „Mach meinen Kumpel nicht an!“, die bis heute sehr stark verankert ist.

Bezüglich der politischen Arbeit oder Bildungsarbeit in der Gewerkschaft haben wir einfach das Problem, dass wir an viele Kolleginnen und Kollegen nicht rankommen. Einerseits weil sie eben relativ weit weg von uns sind, weil sie erstmal vielleicht ganz reale Probleme im Alltag haben, die sie stärker interessieren, als die Themen Antisemitismus oder Rassismus. Für diese Menschen ist zunächst einmal der eigene Arbeitsplatz, die zu bewältigenden Überstunden etc. wichtig. Oder schlicht die Frage: Was mache ich abends oder am Wochenende mit meinem Kindern, wenn ein Seminar angeboten wird? Das ist eine große Herausforderung, wo wir feststellen: Wir machen Angebote, die aber vielfach nicht angenommen werden.

Wir sind jetzt im Moment dabei auf Landesebene ein in Kooperation mit dem Bera-

tungsnetzwerk ausgearbeitetes Programm im Kontext Arbeitswelt und Rechtspopulismus – so der Arbeitstitel – aufzulegen. Zugleich versuchen wir, viele im Bildungsbereich schon vorhandene Formate aufzunehmen, um damit in die Betriebe zu kommen. Das soll uns ermöglichen, den vorhandenen Rassismus oder auch Antisemitismus, den wir da feststellen müssen, bearbeiten zu können. Das wird an dem Punkt vermutlich wieder haken, wo es uns nicht gelingt, an die entsprechenden Menschen ranzukommen, die problematische Einstellungsmuster aufweisen.

Sebastian Schmidt: Ich fühle mich da hervorragend von den Ausführungen von Sascha Schmidt vertreten. Mit den gleichen Herausforderungen sehen wir uns auch im organisierten Fußball konfrontiert. Wenn man die Identität der Organisation erfassen möchte, kann man sich den Fußball-Dachverband hier in Frankfurt an der Otto-Fleck-Schneise mit seinen ungefähr 350 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und das organisierte Ehrenamt auf Bundesebene anschauen. Da würde ich sagen, haben wir eine Identität, die geprägt ist von dem Gedanken: Wir sind ein vielfältiger Haufen und genau das macht uns verdammt stark und deswegen sind wir mit Mesut Özil und Sami Khedira und den ganzen Spielern 2014 Weltmeister geworden – eben weil wir so vielfältig sind.

Das sieht an der Basis jedoch womöglich ganz anders aus und stellt sich wiederum bei einem Verein in Köln auch anders dar, als bei einem Verein in einer anderen Stadt.

Da ist dann eine so große Organisation wiederum so heterogen, dass man überhaupt nicht von einer Identität sprechen könnte und wir stehen genau vor den gleichen Herausforderungen wie in der Gewerkschaftsarbeit. Wir machen Sensibilisierungsangebote zum Thema Antidiskriminierung und Angebote zur interkulturellen Sensibilisierung. Aber die Kurzschulung Integration beispielsweise, die vor zehn Jahren entwickelt worden ist, ist die am wenigsten nachgefragte Kurzschulung im ganzen Qualifizierungsprogramm, weil die Trainerinnen und Trainer sagen: Das ist ja schön und gut, aber ich muss meinen Kindern doch beibringen, wie sie einen geraden Ball spielen können.

Gottfried Köbler: Das schließt, glaube ich, an die Frage an, die Türkân Kanbıçak vorhin bereits aufgeworfen hat: Wo findet eigentlich antisemitismuskritische oder rassismuskritische Pädagogik statt? Und findet die eigentlich in Momenten statt, wo genau definiert ist, dass dieses Thema jetzt reflektiert wird? Oder anders gefragt: Wie realisiert sie sich eigentlich im Alltag? Wie ist das in der gemeinschaftlichen Alltagskommunikation über Arbeitskonflikte oder in Schwierigkeiten auf dem Sportplatz? Wenn es dort zu antisemitischen Vorfällen kommt, werden diese ja, sobald sie skandalisiert sind, auch außerhalb des Sports wahrgenommen – oder eben nicht. In der Regel wird sicherlich die große Mehrheit von der Öffentlichkeit gar nicht wahrgenommen. Also wie geht man mit solchen Konflikten um und was denken sie, wäre jetzt zu lernen aus dem, was wir heute über Reflexionsmöglichkei-

ten gehört haben, um das an die Leute vor Ort weiterzugeben? Die Lehrkräfte wollen ja auch erstmal, dass die Kinder sozusagen „lernen einen geraden Ball zu spielen“. Dabei geht's aber kommunikativ oft auch um Rassismus und Antisemitismus. Die Frage ist also: Wie lässt sich das miteinander verbinden? Ich fände gut, wenn sie da auch konkret Ideen nennen könnten.

Sebastian Schmidt: Zur Frage wo Antidiskriminierung oder antidiskriminierende Pädagogik oder antisemitismuskritische Pädagogik auf dem Fußballplatz stattfindet, würde ich sagen: Erstmal überhaupt nicht. Wir haben das Ideal erreicht, wenn wir Trainerinnen und Trainer finden, die sensibel mit diesen Themen umgehen. Aber die werden nicht nach 90 Minuten Training nochmal in die Kabine gehen und sagen: jetzt machen wir nochmal eine Stunde Extraarbeit. Dazu kommen die Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen nicht zum Fußball – die wollen Fußball spielen.

Es gibt aber auch durchaus Vereine, die sich diesbezüglich ein bisschen breiter aufstellen. Das gibt's im Großen wie zum Beispiel beim FC St. Pauli, das gibt's aber auch im ganz Kleinen. Die sagen: Wir sind mehr als nur ein Sportverein, wir bieten zum Beispiel auch Gedenkstättenfahrten an oder wir bieten politische Diskurse in unserem Verein an. Aber nicht nur solche Vereine beschäftigen sich damit, was gerade in unserer Gesellschaft passiert. Stichwort: Flüchtlingskrise. Da kommen unfassbar viele Menschen gerade zu uns – wie können wir denen Bewegungsangebote machen? Die Auseinander-

setzung findet bei den meisten Vereinen sehr praxisorientiert statt und nur sehr selten in einem Extra-Raum. Im besten Fall kommen wir dahin, dass die Menschen, die ohnehin auf dem Platz oder am Rand stehen, sensibel für diese Themen sind – damit hätten wir unfassbar viel gewonnen. Das, glaube ich, funktioniert jedoch nur über Multiplikatorinnenschulungen.

Türkân Kanbıçak: Also ich kann aus meiner Schulpraxis berichten, dass ich im Ethikunterricht, im Politikunterricht und manchmal auch im Deutschunterricht explizit Einheiten zur rassismuskritischen Arbeit gemacht habe. Ich kann mich noch an meine letzte Klasse erinnern, in der einige Schüler sagten: Ach ja, ich habe gar nicht gemerkt, dass meine Verärgerung über die Anderen eigentlich ja erlebter Rassismus ist. Das habe ich erst im Unterricht wahrgenommen. Das erkläre ich damit, dass immer noch eine gängige Vorstellung von Rassismus herrscht, die sich nur auf Äußerlichkeiten oder Einteilungen bezieht. Dass aber der Alltag voll ist mit rassistischen Ausgrenzungen, ist den Schülerinnen erst durch den Unterricht klar geworden. Ich glaube, das war schon ziemlich gut. Es gibt ganz viele Anlässe im Schulkontext, rassismuskritische Bildungsarbeit zu machen. Auch über Literatur oder durch Geschichte. Also ich denke, dass Schule da sehr viel leisten kann und manche Kolleginnen machen das ja auch – ich bin da nicht die Einzige.

Es gibt sehr viele engagierte Lehrkräfte, die diese Themen im Unterricht behandeln. Darüber hinaus bin ich der Überzeugung, dass

wir durch unsere Haltung vielmehr vermitteln als über die Inhalte. Also mit Haltung meine ich beispielsweise den Umgang mit Äußerungen von Schülerinnen, wenn ich etwa so einen Spruch höre wie „Du Jude!“. Ob im Unterricht oder auf dem Schulhof: wenn ich dann weghöre, weil ich einfach keine Lust habe darauf einzugehen oder ich mich dem gerade nicht gewachsen fühle, – was sein kann – dann transportiere ich damit auch eine Haltung. Ich höre auch nicht weg, wenn sich Jugendliche als Kanaken beschimpfen oder sich beispielsweise sexistisch oder abfällig über Homosexuelle oder Frauen äußern. Das ist eine Frage der Haltung. Und wenn ich die Haltung habe, dass ich nicht weghöre, dann glaube ich, dass man dadurch klare Werte vermittelt. Und im schulischen Kontext gibt es sehr viele Anlässe für diese Vermittlung.

Sascha Schmidt: Der Kampf gegen Rechts und die Auseinandersetzung mit verschiedenen Diskriminierungsformen im Alltag ist eine Querschnittsaufgabe der Gewerkschaften – allein aus ihrem Selbstverständnis heraus. Das spiegelt sich auch in diversen Bildungsprogrammen wieder. Vom DGB-Bildungswerk und den Gewerkschaften, gibt es vielfältige Angebote. Im Bereich der DGB-Jugend Hessen-Thüringen wollten wir die dominantesten Diskriminierungsformen Rassismus, Antisemitismus und Sexismus eigentlich in jedem Bildungsprogramm vertreten sehen – das war unser Anspruch.

Die Herausforderung ist, wie bereits erwähnt, dass diese auch tatsächlich angenommen werden. Ich kann durch mei-

nen Einblick in die DGB-Jugendarbeit sagen, dass wir viele Seminare auch absagen mussten. Die DGB-Jugend hat bundesweit beispielsweise auch das Thema Gedenkstättenarbeit aufgegriffen. Anfang letzten Jahres haben wir eintausend junge Menschen, vornehmlich Azubis, für ein Wochenendseminar im Vernichtungslager Auschwitz gewinnen können und haben aus diesem Anlass, auch im Vorfeld, sehr viele Seminare durchgeführt. Das Thema Antisemitismus, auch in seinen modernen Erscheinungsformen, die heute auch diskutiert wurden, wurde dort auch thematisiert.

Grundsätzlich hängt das Problembewusstsein, der Grad an Rückhalt und die Menge an Ressourcen in den Organisationen, und da bin ich dann bei ihnen (zu Türkân Kanbıçak), stark von Einzelpersonen ab. Es ist so, dass wir in den Gewerkschaften und gerade auch beim DGB sehr viele Bereiche bearbeiten müssen. Und dann muss man manchmal einfach überlegen, was sich personell umsetzen lässt. Wir stehen aktuell vor der großen Frage: Wie gehen wir eigentlich mit den AfD-WählerInnen aus unseren Kreisen und mit Menschen, die für die AfD aktiv sind – das betrifft auch Betriebsräte – um. Da gibt's finde ich auch sehr positive klare Positionierungen, die lauten: Naja, dann sind die eben bei uns falsch. Das unterstütze ich, vor allen Dingen, wenn das Funktionäre oder Funktionärinnen der AfD sind. Und genauso klar ist das Verhalten auch bei Äußerungen, die als antisemitisch zu bezeichnen sind.

Wir gehen in unseren Seminaren vornehm-

lich so vor, dass wir die Teilnehmenden über Wirkungsweisen und über Betroffenenperspektiven informieren – also vieles von dem, was heute hier auch angebracht wurde. Wir wollen sie vor allem sensibilisieren und stärken, so dass sie sich in ihrem Alltag in den Betrieben, in ihrer Lebensrealität mit diesen Themen auseinandersetzen. Dabei visieren wir vor allen Dingen auch sogenannte Multiplikatoren/Multiplikatorinnen in unseren Bereichen an, damit diese das auch im Alltag umsetzen können. Ich glaube das ist ein Ansatzpunkt, der sehr wichtig ist, nämlich dass die Kolleginnen und Kollegen diese Debatten dann auch in ihren Betrieben führen können, wo wir sonst manchmal als Hauptamtliche letztendlich auch ein bisschen außen vor sind. Das ist glaube ich eine Herausforderung, die wir annehmen müssen.

Sebastian Schmidt: Ich möchte noch eine Sache ergänzen. Ich habe eben viel über den präventiven Bereich gesprochen. Aber natürlich gibt es auch antisemitische Vorfälle im Fußball. Und um da auch mal eine Klarheit zu bekommen, wie oft das eigentlich passiert, haben wir 2015 die Erhebung eines Lagebilds über Gewalt- und Diskriminierungsvorfälle gestartet, um einen Überblick zu Diskriminierungsvorfällen im Amateurfußball zu erhalten. Das funktioniert wie folgt: Der Schiedsrichter oder die Schiedsrichterin muss nach dem Spiel einen Spielbericht ausfüllen – das müssen sie immer. Das funktioniert alles digital und inzwischen gibt es ein extra Tab, wo sie ankreuzen können, ob es einen Gewalt- oder Diskriminierungsvorfall gab. Und wenn sie Ja klicken, dann

müssen sie auch beschreiben, was passiert ist. Die Daten sind meines Erachtens durchaus ein bisschen mit Vorsicht zu genießen, weil nicht immer ganz klar für den Schiedsrichter oder die Schiedsrichterin ist, was ist eine Beleidigung und was eine Diskriminierung ist. Gerade in dem Bereich fällt es den Leuten unfassbar schwer zu unterscheiden: wenn ich als Schiedsrichter als schwarze Sau tituliert werde, ist das dann eine Diskriminierung oder nicht? Nach diesen Berichten finden in ungefähr 0,2% der Spiele Diskriminierungsvorfälle statt. Immer mit der Maßgabe: das ist das, was der Schiedsrichter wahrnimmt. Ich war selber über zehn Jahre Schiedsrichter und mir ist klar: wenn ich in der linken Spielhälfte stehe, dann kann auf der rechten Spielhälfte etwas passieren, das ich einfach nicht wahrnehme. Aber nichts desto trotz haben wir so ein ganz gutes Bild davon, was auf dem Platz passiert. Zugleich wirken wir auf die Sportgerichte ein, die zuständig sind, solche Vorfälle zu sanktionieren, indem wir sagen: Gebt den Leuten nicht nur drei oder fünf Spiele Sperre und erlegt dem Verein noch eine Geldstrafe auf, sondern nutzt die Möglichkeit von alternativen Sanktionsmaßnahmen aus. Das bedeutet: Nutzt beispielsweise Bildungsangebote eines Beratungsnetzwerkes, um beispielsweise den Vereinen oder den Spielern auch die Möglichkeiten zu geben, die Strafe zu reduzieren und gleichzeitig etwas Gutes damit zu verbinden. Also so frustrierend und schwierig das manchmal auch ist, Sensibilisierungsangebote an die Menschen vor Ort zu bringen, hat der Fußball trotzdem auch

gute Möglichkeiten da entgegen zu wirken und nutzt diese auch.

Türkân Kanbıçak: Ich wollte in Anknüpfung an Saba-Nur Cheemas Vortrag noch sagen: Ich finde es unheimlich wichtig, dass wir klare Begriffe verwenden – weil Begriffe Bewusstsein schaffen. Ich erlebe zum Beispiel häufig, dass Islam, Islamisten und Islamismus irgendwie zusammen geworfen werden. Ebenso wie bei dem Zitat aus ihrem Vortrag: „Türke, Marok ... alles ist gleich“, alles synonym verwendet wird.

Personen, die wirklich im Bildungsbereich arbeiten, sollten sehr genau auf die Begrifflichkeiten achten, die sie verwenden. Ich bin zum Beispiel auch dagegen, dass man „Islamismus“ oder „islamistisch“ sagt. Ich bin hingegen dafür etwa Islam und politisch-religiös motivierten Extremismus sprachlich voneinander klar zu trennen, weil ich diese Gleichsetzung immer als einen Angriff auf meine Religion empfinde und ich fühle mich damit irgendwie auch einer verbalen Beleidigung oder einem Übergriff ausgesetzt und das fördert meines Erachtens nicht gerade die Kooperation mit diesen sozialen Gruppen.

Gottfried Köbler: Danke. Ich möchte noch eins betonen, was Sascha Schmidt in Bezug auf den DGB genannt hat: Es ist überall sehr wichtig, darauf zu achten, wo eigentlich die Grenze zwischen den Situationen, die ein pädagogisches Handeln nötig machen und den Situationen, die ein politisches Handeln erfordern, liegt. Sodass man nicht, wenn man mit AfD-Funktionären innerhalb

des DGB zu tun hat, ein Bildungsprogramm auflegt. Das wäre tatsächlich an der Stelle ein Fehler. Auch beim Fußballbund oder in der Schule gibt es Momente, wo man sagen muss: das ist jetzt ein politisches Problem und das muss man auch öffentlich machen.

Und ich denke, da kommt es dann sehr häufig in allen diesen institutionellen Strukturen zu Momenten, in denen man Probleme anspricht – und viele um einen herum das nicht schätzen. Da kommt es auch in Kollegen zu Situationen, die sehr schwierig sind. Darauf sollten Pädagog_innen vorbereitet sein.

Die Diskussion transkribierte und bearbeitete Lyn Blees.

Über die Diskussionsteilnehmer_innen:

Dr. phil. Türkân Kanbıçak ist Klassenlehrerin für Fachpraxis und Ethik an der Franz-Böhm-Schule – Berufsschule für Wirtschaft und Verwaltung – in Frankfurt am Main. Weiterhin Lehrbeauftragte der Hochschule Fulda im Fachbereich Kultur- und Sozialwissenschaften und Mitarbeiterin am Pädagogischen Zentrum des Fritz Bauer Instituts und des Jüdischen Museums Frankfurt.

Gottfried Köbler ist Lehrer für Geschichte, Deutsch und Politik für Gymnasien und Berufliche Schulen sowie Lehrbeauftragter am Seminar für die Didaktik der Geschichte der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Darüber hinaus ist er stellvertretender Direktor des Fritz Bauer Instituts Frankfurt.

Sascha Schmidt ist Politikwissenschaftler und langjährig als Teamer und Trainer aktiv im Bereich der politischen Bildung. Er arbeitet als Gewerkschaftssekretär für den DGB Hessen-Thüringen und ist dort zuständig für den Themenbereich Diskriminierung und extreme Rechte.

Sebastian Schmidt ist Referent im Deutschen Fußball-Bund. Der studierte Politikwissenschaftler war dort bis Februar 2018 zuständig für die Themen Vielfalt und Antidiskriminierung. Seitdem koordiniert er für den größten Sportfachverband der Welt den Fan-Dialog.

Unser nächstes Magazin erscheint am 30.05.2018
und befasst sich mit Menschenrechtsbildung und
Demokratiepädagogik.

I M P R E S S U M

Agentur für Bildung - Geschichte, Politik und Medien e.V.

Dieffenbachstr.76

10967 Berlin

<http://www.lernen-aus-der-geschichte.de>

<http://www.agentur-bildung.de>

Projektkoordination: Ingolf Seidel

Webredaktion: Lucas Frings, Tanja Kleeh, Ingolf Seidel

Die vorliegende Ausgabe unseres Magazins wird in Kooperation mit der Bildungsstätte Anne Frank herausgegeben und durch das Bundesprogramm „Demokratie Leben“ gefördert.

Die Beiträge dieses Magazins können für nichtkommerzielle Bildungszwecke unter Nennung der Autorin/des Autors und der Textquelle genutzt werden.